







Reisen eines Deutschen in Italien

in den Jahren 1786 bis 1788.

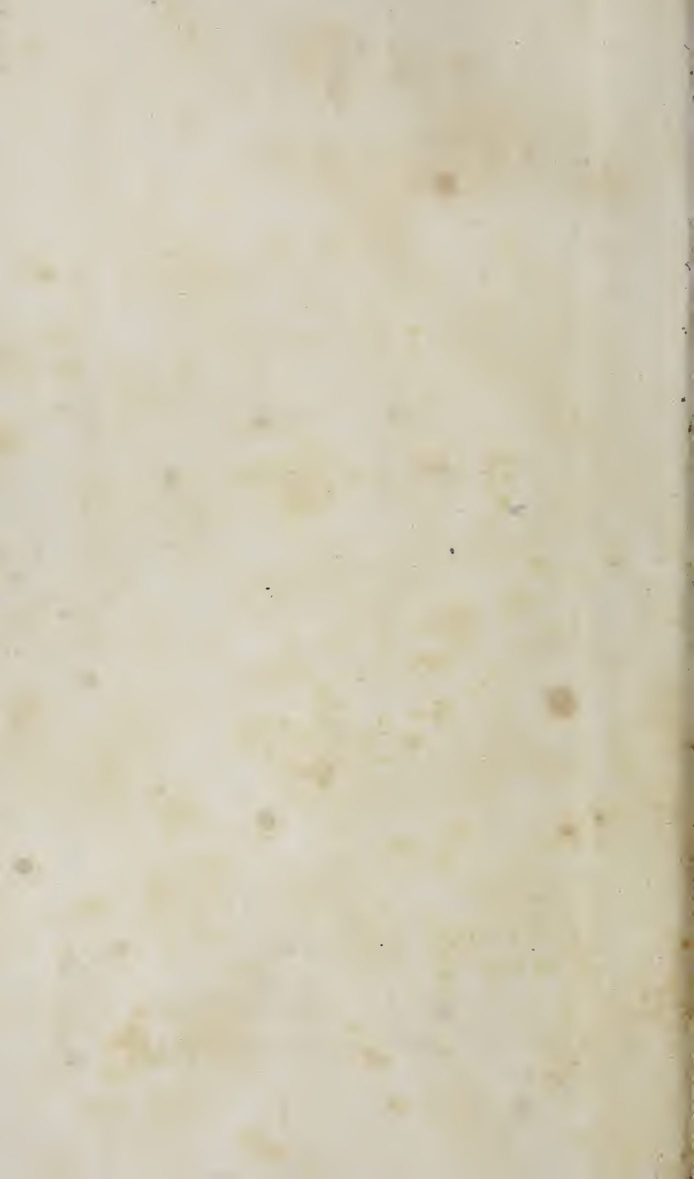
In Briefen

von

Karl Philipp Moritz.

Dritter Theil.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1793.



Reisen

eines

Deutschen in Italien

in den Jahren 1786 bis 1788.

Dritter Theil.



Rom, den 9. Oktober 1787.

Michel Angelo.

An einem heitern Vormittage trat ich zum erstenmale in die sixtinische Kapelle; der Strahl der Sonne erleuchtete nur mit schwachem Schimmer das heilige Dunkel, wo der Genius des erhabnen Künstlers seine Riesengeburten hinzauberte, welche die Nachwelt mit Staunen erfüllen.

Ueber seinem Haupte stand die herrliche Schöpfung, welche die Hand des großen Meisters in zwanzig Monden vollendete, und die sich mit der Schöpfung des Weltalls durch den ewigen Vater anhebt.

Auf der Rückwand bildet sich in ungeheurem Umfange die Zerstörung in ihrer ganzen grauenvollen Pracht — die letzte Posaune erschallt — die Gräber eröfnen sich — zum Himmel steigen Seelige empor — Verdammte stürzen in den Abgrund nieder.

Der, welcher die Himmel zusammenrollt wie ein Tuch, sitzt auf dem erhabnen Richterstuhle — an seine Seite schmiegt sich seine Mutter — die Heiligen umgeben seinen Thron. — Auf dunkelblauem Grunde, wie in dem ungemessenen Luftraume, stellt sich die furchtbare Scene dar.

Unten zur Rechten steigen von der schwindenden Erde, kaum noch mit Haut und Fleisch umhüllt, und noch von dem ungewohnten Lichte geblendet, die Todten aus ihren Gräbern auf. — Wie vom Instinkt beseelt, suchen sie zu den Wolken sich emporzuschwingen, woraus sich die mannichfaltigsten Gruppen bilden; indem der eine dem andern die Hände reicht, oder einer sich an den andern klammert. Besonders karakteristisch ist ein religiöser Zug, den der Künstler hier angebracht hat: einer der Aufsteigenden hält sich nehmlich an dem Rosenkranze seines Vorgängers mit beiden Händen fest, und läßt sich damit zum Himmel hinaufziehen.

Die heiligen Märtyrer oben flehen um Rache, und St. Bartholomäus scheint in schrecklicher Verdoppelung da zu stehen; denn er hält die ihm abgezogene Haut zum Zeugniß vor dem Richter empor; die ihm ähnlichen Gesichtszüge in der

abgezogene Haut vom Kopfe machen einen schreck- lichen Anblick. —

Man kann sich keinen furchtbarern Ausdruck denken, als in der Stellung eines in den Abgrund niedersinkenden Verzweifelnden — der, mit der Hand auf der Stirn, gleichsam über seinen Sturz nachsinnend, die Möglichkeit seines entsetzlichen Verderbens noch nicht begreifen kann; und die Schmerzen, womit seine Peiniger schon anfan- gen ihn zu quälen, selbst nicht zu empfinden scheint, indem er in dem einzigen verzweiflungs- vollen Gedanken des hoffnungslosen Elendes ver- sunken ist, der alles übrige Bewußtsein und Em- pfindung in sich verschlingt. —

Hier ist kein Haarausraufen, kein Händerin- gen — es ist die im tiefen Nachsinnen über die Unermeßlichkeit des Unglücks verlohrne unthätige Verzweiflung. —

Der von umwindenden Ungeheuern unauf- haltsam herabgezogene Körper sinkt überdem noch mit der ganzen Last der Trägheit in sich selber. —

Die Arme sind übereinander geschlagen, und die linke stützt das sinkende Haupt. —

Die ganze Senkung dieser Körpermasse in sich selber ist hier bedeutend und ausdrucksvoll. —

Raub der Verzweiflung ist der Gedanke, welcher im höchsten Grade hier versinnlicht und lebendig dem Auge dargestellt wird. —

Dieß sind die Ungeheuer, die an Beinen und Schenkeln den Verzweifelnden unaufhaltsam danieder ziehen; die ihm alle Kraft und allen Muth, und mit diesem ihn sich selber rauben. —

Alle Hoffnung ist verschwunden, und mit ihr auch jeder Gedanke des Widerstrebens — nichts bleibt übrig, als der Ausdruck eines gleichgültigen, phlegmatischen Hinbrütens in dem Antlitz des Verzweifelnden. —

Die geringste Kleinigkeit ist in dieser Figur nicht unbedeutend — daß die eine Hälfte des Antlitzes mit der Hand bedeckt ist, und nur das eine starre Auge hervorblickt — daß das schlaffe Herabhängen im Munde und in den Gesichtszügen nur halb sich zeigt, und daß die stützende Hand das übrige verdeckt, läßt den furchtbaren Ausdruck der Verzweiflung gleichsam wie durch einen Vorhang schimmern. — Der ganze Körperbau verkündigt Kraft und Thätigkeit, die von dem Gipfel ihrer Hoheit auf einmal in den Abgrund des Elends danieder sinkt. — —

Beim Michel Angelo herrscht in gewissem Sinne mehr eine große Manier, als ein großer Styl — in sofern man sich nehmlich unter Styl das Feststehende, Bleibende in dem ächten Kunstwerke denkt, wodurch es selbst über die Originalität sich erhebt.

Man sagt daher auch im antiken Styl, und nicht in antiker Manier, weil Manier schon die besondere Art eines einzelnen, Styl aber keine besondere Art, sondern das wesentliche Schöne in der Kunst selbst bezeichnet.

Im antiken Styl heißt also nach den ächten Grundsätzen des Schönen bearbeitet, wo eigentlich keine Originalität mehr Statt findet.

Nun aber tragen die Werke des Michel Angelo ganz das Gepräge von ihm selber und von seiner eigenthümlichen Denkungsart, die freilich erhaben und oft furchtbar groß ist.

Seine hohe Phantasie vereinbarte sich mit dem vollkommensten Ausdruck der beseelten Körperlichkeit in jeder Muskel, und die Macht dieses Ausdrucks, welche in seiner Hand und seinem Pinsel ruhte, erhöhete wieder seine schaffende Phantasie. —

Rom, den 10. Oktober.

Der unglückliche Erdensohn, welcher auf der weiten Welt keinen Zufluchtsort mehr findet, ist doch sicher, nicht zu verhungern, wenn er als Pilger nach der heiligen Stadt wallfahrtet, wo ohne Unterlaß gesungen, gebetet und gebettelt wird.

Eine Suppe und ein Stück Brod findet er des Mittages bei jedem Kloster; und je schneller einer dieß Mahl verzehren und mit seinem Topfe von einem Kloster zum andern laufen kann, desto mehrere Suppen kann er einärndten; weswegen man denn auch des Mittages immer eine Menge von Bettlern wie unsinnig mit ihren Töpfen auf den Straßen laufen sieht.

So polizeiwidrig dieß nun auch seyn mag, so tröstend bleibt doch der Gedanke, daß es einen Ort in der Welt giebt, wo der Allerärmste, vom Schicksal ganz Verstoßene, und von allen Menschen Verlassene doch vor dem Verhungern gesichert ist.

So wie bei den Alten der Arme und Hülflose zu dem heiligen Heerde trat, und unverletzlich war, wenn er zum Jupiter flehte, der das heilige Gastrecht schützte: so ist auch hier der Bettler gleichsam eine unverletzliche Person; dem, wenn

er noch so zerlumpt, und sein Anblick noch so ekelhaft und widrig ist, dennoch der Zutritt nicht versagt werden darf, wenn er z. B. in einem Kaffeehause sich in den glänzendsten Cirkel mischt, und nach der Reihe herumgeht, um bei einem jeden seine Bitte besonders anzubringen.

Non c'e niente! (es ist nichts vorhanden; oder ich habe nichts bei mir!) ist dann der gewöhnliche Ausdruck, womit man seine abschlägliche Antwort ertheilt; wenn dann der Bettelnde noch ferner anhält, so hütet man sich sehr, ihn grob abzufertigen, sondern giebt ihm zuletzt die milde Antwort: iddio vi provedera! (Gott wird für euch sorgen!) womit dann der Anhaltende sich gemeiniglich beruhigt; denn wenn man ihn erst auf Gott und dessen Vorsehung verweist, so ist ihm das ein sicheres Zeichen, daß man selber nicht gesonnen ist, ihm einige thätige Hülfe zu leisten, oder die Stelle der Vorsehung bei ihm zu vertreten.

Die gewöhnliche Bettlerformel ist: date qualche cosá per l'amor di dio! (Gebt mir etwas aus Liebe zu Gott, oder, um Gottes willen!)

Dieses date qualche cosá schallt einem nun den ganzen Tag, wo man geht und steht, in die Ohren. Einige schreien es laut auf der Straße,

und indem sie sich stellen, als ob sie in den letzten Zügen lägen, suchen sie die Vorbeigehenden zum Mitleid und Erbarmen zu bewegen; andre strecken demüthig die Hand gegen einem aus, und entfernen sich duldend und schweigend, wenn man sie mit einem non c'e niente! entläßt.

Die meisten Bettler sieht man mit verstümmelten Gliedmaßen, die sie gemeiniglich noch aus der Kindheit an sich tragen, wo ihre Eltern sie durch eine solche freiwillige Verstümmelung in einen bemitleidenswerthen Zustand zu versetzen suchten, um ihnen dadurch gleichsam ein sicheres Kapital mitzugeben, das ihnen auf ihr ganzes Leben ein hinlängliches Einkommen verschaffen, und sie zugleich vor dem Hunger sichern und vor der Arbeit schützen sollte.

Denn das ist gewiß, das man die Ermüdung von der Arbeit mehr als Verachtung, Niedrigkeit, Krankheit, und selbst mehr als den bittern Tod scheuet.

Fatigua (Ermüdung) ist ein Ausdruck, dessen sich der geringste Tagelöhner bedient, wenn er für die unbedeutendste Arbeit seinen Lohn verlangt; die Fatigua, die er dabei gehabt hat, bringt er über alles in Anschlag, und diese muß

ihm dann doppelt und dreifach bezahlt werden, damit er sich so bald nicht wieder fatiguiren darf.

Was Wunder also, daß bei diesem entschiedenen Abscheu vor aller Arbeit so mancher lieber seine Hand gelähmt zur Schau trägt, als daß er sie zu nützlichen Geschäften brauchen sollte, die ihm nur Ekel und Widerwillen verursachen.

Dieß geht so weit, daß sich ein Bettler sogar nicht entblödet, seinen Abscheu vor der Arbeit gleichsam scherzend als einen Grund seiner Bitte um Almosen anzuführen.

So geht ein junger rüstiger Kerl in einem schwarzen Rocke hier umher, und bedient sich der folgenden Bettelformel: sóno cascato dalla scala di pigrizia, ed ho rotto il braccio! (ich bin von der Leiter der Trägheit gefallen, und habe mir den Arm zerbrochen!)

Mancher wird durch die Aufrichtigkeit und Naivität dieser niederträchtigen Bitte überrascht, und giebt dem Kerl etwas, der das geradezu sagt, was die Bettler sonst durch Lügen und Verstellung zu verhehlen suchen.

Ein großer starker Junge, von neunzehn Jahren, begegnet mir alle Morgen auf dem Korso, und schreiet, daß man es straßenweit hören kann,

indem er eine steife gelähmte Hand ausgestreckt vor sich hin hält: non són bono per fatiguare! (ich tauge nicht zum Arbeiten!) date mi qualche cosa per l'amor di dio!

Die Wohlhabenheit der Bettler scheint wirklich mit ihren Leibesgebrechen immer zuzunehmen: — so kriecht auf dem Korso ein wohlgekleideter, dicker, fetter Mann umher, der keine Beine hat, und dem fast jedermann giebt, wenn er nur stillschweigend seinen Hut hinhält.

Diesen ernähren seine fehlenden Beine so reichlich, daß er von tausend andern Bettlern über diese einträgliche und so sehr in die Augen fallende Verstümmelung beneidet wird.

Er tröstet sich damit, daß es angenehmer ist, beneidet als bemitleidet zu werden, und läßt es sich in seinem ruhigen und behaglichen Zustande sehr wohl seyn, welches man seinem zufriedenen Blick ansieht.

Er wird auch auf dem Korso, wo er gewöhnlich seinen Sitz hat, von den Einwohnern schon ordentlich wie ein Nachbar betrachtet, und unterredet sich mit ihnen über das Wetter, und über politische Gegenstände.

Nächst diesem ist einer der wohlhabendsten Bettler ein gewisser Bajocko, der vor dem griechischen Kaffeehause in der Strada Kondotti seinen Posten hat.

Die Natur, welche diesen Bajocko höchst stiefmütterlich behandelt hat, gab ihm zum Ersatz ein ernährendes Kapital, das sich eben auf die ungeheure Gebrechlichkeit seines Körpers gründet.

In Zwergengröße, mit ungestalten Füßen und Armen, sieht er mehr einer sich fortbewegenden Fleischmasse, als einem Menschen ähnlich. Er hat schon ein Alter von achtzig Jahren erreicht, und nennt sich selber den armen **antiken** Bajocko, welche Benennung, wegen des Kontrastes zwischen ihm und einer schönen antiken Bildsäule, komisch genug klingt.

Es giebt privilegirte Bettler, welche mit großen kupfernen Büchsen klappern, und für die Seelen im Fegfeuer Almosen sammlen, von denen sie ihre Procente bekommen. Man wählt dazu gemeiniglich diejenigen, welche am fürchterlichsten durch Krankheiten entstellt und verstümmelt, oder so schattenähnlich sind, daß es einem beinahe deucht, als hätten die gequälten Seelen im Fegefeuer aus ihrer Mitte eine Gesandtschaft auf die

Oberwelt geschickt, um bei den Lebenden ihre Vor-
redner zu seyn.

Der Ton, womit das le povere anime be-
nedette del purgatorio um Mitleid fleht, wird
noch immer trauriger und sterbender, je öfter es,
bis zur Heiserkeit, den ganzen Tag über wiederholt
wird, und die armen Flehenden dieses unaufhör-
lichen Geschreies am Ende selbst müde werden.

Wenn man aber das Leben in seinem tiefsten
Todesschlummer sehen will, so muß man es in der
Indolenz der hiesigen lahmen und blinden Bettler
betrachten, welche vom Morgen bis an den Abend,
ohne sich von der Stelle zu bewegen, auf den
Brücken sitzen, und gegen die Vorübergehenden,
wie Automate, ihre klappernden Büchsen schüt-
teln, und ihre ewige traurige Formel wiederholen.

Eine gewisse Behaglichkeit sieht man aber doch
auch diesen Menschen in ihrem Elende an; weil
sie nun freilich nichts in der Welt mehr zu verlie-
ren und auch nichts zu hoffen haben, und also we-
nigstens wegen der Zukunft nicht mehr von drük-
kenden Sorgen genagt werden.

Sie haben ihre Rolle ausgespielt, und sind nun
hinter die Kulissen getreten, wo sie unbekümmert
dem wogenden Schauspiel zusehen, oder doch zu-

hören, und als ruhige Philosophen in einer vollkommenen Apathie dem Augenblick entgegen sehen, wo ihr letzter Hauch sich mit der mild umwehenden Luft vermischt, und der Kerker ihres Leibes in den befreundeten Staub zerfällt.

Auch nehmen die gütigen Elemente den sterbenden Elenden hier sanft in ihren Schooß auf; ihn schüttelt kein rauher Nordwind; von feuchten Nebeln, von Frost und Schnee erstarren seine Glieder nicht; über seinem brechenden Auge wölbet sich ein sanftes Blau, und ein laues Lüftchen fächelt den Todesschweiß von seiner Stirne. Er sinkt in den Schooß der lächelnden Mutter zurück, die ihn gebahr, und nun zu ungestörtem Schlummer sein müdes Auge zuschließt, und aus dem Buche der Weinenden seinen Namen tilgt.

Wer entscheidet, wo das wahre Unglück wohnt? ob in der verzweiflungsvollen Hingebung? oder in dem unruhigen, zwecklosen Abarbeiten aller Kräfte? In dem entschiednen Wegwerfen seiner selbst? oder in dem ängstlichen, ungewissen Emporstreben? Wer hat das Gefühl dieses Zustandes und jenes auf der Waagschale gewogen? Wer wird beneidet? und wer ist der Beneidenswerthe?

Freilich macht hier der Tod noch kein Ende des Jammers in dem Begriffe der Lebenden. Tausend Qualen warten noch des Elenden, der keinen Fürbitter unter den Lebenden findet, und keine Reichthümer zu spenden hat, um seine Seele zu lösen. — Darum finden denn auch die Bitten für die Armen, die im Fegfeuer leiden, in die guten Herzen Eingang, und die Priester erhalten doch ihre Gebühr auch von dem ärmsten Todten, durch das Mitleid seiner Brüder, die ihren letzten Pfennig zollen, um nur dem gequälten Schatten, der um Erbarmung fleht, Linderung und Ruhe zu verschaffen.

Es giebt einen Kunstgriff, um das Mitleid zu erwecken, welcher selten fehlschlägt, weil er gerade die weichste Seite des Herzens berührt, indem er die Empfindungen kindlicher, ehelicher, brüderlicher und schwesterlicher Liebe rege zu machen sucht, um auch der bittersten Armuth selbst noch eine Gabe zu entlocken.

Zwei Bettler, Mann und Weib, stellen sich nehmlich in einiger Entfernung gegeneinander über, und schreien mit heiserer Stimme ein furchtbares Lied der Todten im Fegefeuer einander zu, wo die früh verstorbene Tochter ihre Mutter, der erblaßte

Greis

Greis seinen überlebenden Sohn, Jünglinge und Mädchen ihre zärtlichen Geschwister anflehen, für die Ruhe ihrer Seelen nur eine kleine Gabe zu opfern, und auf die Weise ihrer im Leben gepflogenen Freundschaft, und der entflohenen Tage ihres Umganges, und aller erzeigten Dienste und genossenen Wohlthaten sich dankbar zu erinnern, und etwa zugefügte Beleidigungen nun noch durch eine Todten-Spende zu vergüten.

Da nun ein solches Lied eine halbe Straße weit gehört werden kann, was Wunder, daß unter den Zuhörern sich nicht leicht jemand findet, der sich nicht auf eine oder die andre Weise getroffen fühlt. Denn wo giebt es leicht ein Haus, dessen Bewohner nicht irgend einen Todten zu beklagen hätten, der ihnen im Leben, oder nach seinem Tode lieb geworden war, und für den sie nun gern alles dahin gäben, wenn es ihm frommen könnte.

Und nun zeigt sich ein Ausweg, den Schatten zu versöhnen, alle Beleidigungen auszutilgen, Balsam auf noch offene Wunden zu legen, und selbst den verzweiflungsvollen Schmerz zu mildern; was könnte diesem mächtigen Eindruck widerstehen! Die Fenster eröfnen sich, und aus den Hütten der Armen fliegen die letzten Heller, sorg-

fältig eingewickelt, dem gierigen heisern Sammler zu, der sie mit heimlicher Lust auffängt, und in dem Bauche seiner ungeheuren Büchse verbirgt, die er in den Schatz des Klosters ausleert, das sich von diesen milden Gaben mästet, und ihn selber dann auch nicht leer ausgehen läßt.

Oft habe ich diese heisere Stimme von den beiden Enden der kleinen Gasse, wo ich wohne erschallen hören: io sono la tua sorella, u. s. w. oder ie sono la tua madre, u. s. w. Ich dachte mir jedesmal lebhaft, wie nun die Gestalten von Müttern, Schwestern, Söhnen und Töchtern, sich der Phantasie der Zurückgebliebenen darstellen, und wie nun die dumpfen Stimmen gleichsam wie aus dem Grabe ertönten; und jedesmal sah ich auch die Wirkung hievon, wenn ich mein Fenster eröfnete, und ein Augenzeuge von der Mildthätigkeit meiner frommen Nachbarn war.

Rom, den 11. Oktober.

Michel Angelo.

Unter den Deckengemählden in der sixtinischen Kapelle stellt das eine die Schöpfung des Menschen dar; und man kann wohl sagen, daß in diesem Gemählde der erhabenste Ausdruck herrscht, wodurch die Mählerei selbst zur Sprache wird, oder vielmehr die Sprache unendlich übertrift.

Der schaffende Vater von den Elohim oder mitwirkenden Engeln umgeben, hat die Schöpfung des Menschen vollendet, und der bildende Zeigefinger des Schaffenden berührt nur noch in der äußersten Spitze eben den Finger des Geschaffenen, den er, sich selber ähnlich, hervorgebracht hat.

„Und er schuf den Menschen nach seinem Bilde.“

Der Neugeschaffene hebt sich von der Erde empor seinem himmlischen Ursprung entgegen; elektrisch fährt der Götterfunke durch die sich berührenden Fingerspitzen. Die schaffende Allmacht spiegelt sich in ihrem schönen Ebenbilde.

Der Begriff der **Vollendung** konnte gewiß nie erhabener ausgesprochen werden, als durch diese redende Darstellung, wo der Meister von dem Werke, das er gebildet hat, nun seine Hand abzieht, nachdem es in einem vollkommenen Guß bis zu der äußersten Fingerspitze in dem Ebenmaaß seiner Theile sich gewölbt und geründet hat.

Den Weltschöpfer stellt Michel Angelo in einem Doppelgemählde dar, wo er auf der einen Seite die schaffende Hand ausstreckt, und auf der andern Seite im Fluge davon eilt, und der neu geschaffnen Welt den Rücken zukehrt, um gleichsam in seinem großen Werke sich nicht aufhalten zu lassen, sondern zu der Vollendung des übrigen fortzueilen. —

Der rastlose Genius des Künstlers, der nicht in der müßigen Betrachtung des Hervorgebrachten, sondern in immer neuem Hervorbringen seinen höchsten Genuß und seine Befriedigung findet, hat sich hier selber in dem Bilde des Weltschöpfers dargestellt.

Es heißt hier nicht: „er sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut!“ sondern wie bei der immer wirksamen und bildenden Natur findet hier kein Ruhen und kein Säu-

men statt. — Zu der Betrachtung bleibt hier keine Zeit übrig — das Wirken ist herrschend, das Denken ist nur untergeordnet — so dachte sich der rastlose schaffende Künstler, den ewigen schaffenden Vater. — Er dreht dem vollendeten Werke den Rücken zu, und eilt im unaufhaltsamen Fluge zu immer neuen Bildungen fort.

Auch der Sündenfall ist in einem Doppelgemählde dargestellt, wo auf der einen Seite der Genuß der verbotenen Frucht, und auf der andern, als die unmittelbare Folge des Vergehens, die Flucht aus dem Paradiese, wie in einem Moment vors Auge gebracht wird.

Die Mahlerei soll freilich, alles was sie darstellt, in einen Moment zusammerdrängen; und der Gegenstand, den sie heraushebt, sollte eigentlich immer von der Art seyn, daß er in einem Moment dargestellt werden könnte.

Michel Angelo hat sich hierüber hinweggesetzt, eben so wie Shakespear im Drama über die Einheit der Zeit und des Orts. Und man kann wohl sagen, daß selbst aus dieser Vernachläßigung des wesentlichen Charakters der Malerei das erhabene Genie des Künstlers hervorleuchtet.

Die successiven Gemählde des Michel Angelo folgen sich wie Blitz und Schlag, und sprechen gleichsam mit verdoppelter Stärke einen einzigen erhabenen Gedanken aus. — Es ist die Strafe, welche pfeilschnell auf die Missethat folgt, und uns das glückliche Menschenpaar, welches jetzt noch seines ganzen Daseyns froh ist, unmittelbar darauf hülflos und verlassen darstellt.

Eben so ist durch die doppelte Darstellung des ewigen Vaters die blitzschnelle Folge, womit die unaufhaltsam würkende Kraft in der Natur von einer Schöpfung zur andern übergeht, in ihrer ganzen Fülle ausgedrückt. —

Titian.

Die Königin der Liebe, im Pallast Borghese, ist eine sitzende bekleidete Figur mit einer kleinen Krone auf dem Haupte. —

Sie hält einen Liebesgott mit verbundenen Augen an einem Bande gefesselt, indeß der andre sich an sie schmiegt, und zwei Genien vor ihr stehen. —

Je länger man dieß Gemählde betrachtet, destomehr unnachahmliche Feinheit offenbaret sich in den sanften Uebergängen der Farben. — Das

Ganze gewinnt einen immer höhern Reiz, und zieht das Auge unwiderstehlich an, so daß es auf den übrigen Gemählden in diesem Zimmer ungern verweilt, und immer zu diesem Bilde, wie zu seinem Hauptgegenstande, unwillkürlich zurückkehrt. —

Und doch ist es, wie die Mahler sich ausdrücken, gleichsam wie mit Nichts gemahlt; es ist gleichsam hingeblasen, wie vom Hauch der Luft. — —

Man sieht hier, wie der mächtige Genius die Hindernisse zu verscheuchen wußte, welche sich zwischen den Gedanken und seine Ausführung stellten. —

Man kann sich aber auch denken mit welcher Lebhaftigkeit und Stärke sich die herrlichen Farben der Natur in Aug und Seele dieses Künstlers müssen abgedruckt haben, um sie so wieder darzustellen, daß wir nun durch sein Gemählde gleichsam in das Geheimniß der Farben selber blicken, welches sich vor seinem Blick enthüllte.

Auch kann man wohl sagen, daß ein Titianscher Kopf, ein Titianscher Arm und Hand, nun selber mit zur Natur gehören, und sich gleich den beseelten Wesen, in die Reihe gebildeter Wesen

stellen, welche die Natur unmittelbar hervorbringt. —

Denn ist sie es nicht, die mütterlich lehrend, nun Aug' und Hand des Künstlers leitete, um in den Spiegel seines Genius sich selber verjüngt und verschönert wieder darzustellen? —

Um aber ein Titiansches Gemählde in seiner Schönheit zu betrachten, muß das Auge sich erst gewöhnen ganz Auge zu seyn, sich leidend zu verhalten, nicht zu viel zu spähen und zu forschen, sondern den Eindruck des Ganzen allmälig auf sich wirken zu lassen, damit man das Schöne, was hier unmittelbar vor den Augen steht, nicht zu weit in dem Gebiet der Phantasie oder etwa in dem Gedanken suche.

Für jedes ächte Kunstwerk muß erst eine Art von höherm Sinn erwachen, und es ist gewiß falsch, wenn man behauptet, es sey eine Probe des ächten Schönen, wenn es sowohl dem ungebildeten Haufen, als dem Kenner gefällt, und gleich beim ersten Anblick seine Würkung zeige.

Darum wird es auch immer dem Gedanken des Künstlers, und dessen Ausführung eine falsche Richtung geben, wenn er zu sehr nach dem Frappanten strebt — statt sich selber ganz in seinem

Werke zu verlieren, wird er sich nur in Gedanken an die Stelle derer setzen, die sein Werk betrachten und beurtheilen sollen. —

Darüber wird die Flamme des Genies, wenn sie da war, verlöschen — denn der ächte Künstler strebt, seinem Werke seine eigne Seele einzuhauchen, sich selber darin wieder zu finden, und seinen Geist darin zu spiegeln, wenn auch nie ein andres sterbliches Auge auf seiner Arbeit ruhte. —

Das Titianische Kolorit frappirt nicht eigentlich, sondern es zieht vielmehr mit sanftem Reiz an sich — und bei dem längern Anblick entdeckt man erst das unendlich Reiche und Mannichfaltige in dem Einfachen. —

Improvisatoren.

Ich soll Ihnen eine Schilderung von den Improvisatoren machen: ich will sie Ihnen zu beschreiben suchen, so wie ich sie hier habe kennen lernen.

Es ist unglaublich, was ein solcher Improvisatore für einen Umfang von Kenntnissen in der Geschichte und Mythologie besitzen muß, wenn er nicht mit Schande bestehen will; denn er muß sich jede Aufgabe gefallen lassen, wenn sie auch den

speciellsten Umstand aus der Geschichte oder Mythologie betrift, und muß sogleich gefaßt seyn, diesen gegebenen Umstand aus dem Stegreife zu besingen.

Es ist zu verwundern, daß einer der diese Kenntnisse besitzt, sie nicht besser zu seinem Vortheil und zu seiner Ehre anwendet; allein es scheint, daß eine wirkliche enthusiastische Neigung die Improvisatoren zu diesem Geschäfte treibt, wo sie den Beifall des Volks sich aus der ersten Hand erwerben können, und in dem Moment der Bestrebung auch unmittelbar die Belohnung ihres Talents einerndten.

Auch sind die Improvisatoren nicht so ganz verachtet; unter dem Cirkel von Menschen, der sich auf der Straße um sie her versammelt, finden sich Personen aus allen Ständen, und es ist nicht bloß der Pöbel, vor welchem ihr Genie sich entwickelt.

Ein Venetianer, der vorzüglichen Beifall findet, läßt sich jetzt alle Nachmittage auf dem spanischen Platze hören. Der Kreis, der sich um ihn her versammelt, wird immer zahlreicher, so wie das Feuer seiner Begeisterung zunimmt, und wer einmal still steht, um ihm zuzuhören, ent-

fernt sich nicht sobald wieder; ich pflege ihn nicht leicht einen Nachmittag zu versäumen.

So oft er ausgesungen hat, geht er im Kreise umher, und bittet sich von einem der Anwesenden eine neue Aufgabe zu einem Gesange aus. Sobald er die Aufgabe erhalten hat, sinnt er nur einige Minuten nach, und hebt alsdann sein Gedicht, nach einem gewissen Takt und Melodie ordentlich singend an, so daß man in die Zeiten der ältesten Dichtkunst sich zurück versetzt glaubt.

Wenn ihm nun etwa ein Stück aus der alten römischen Geschichte zu besingen aufgegeben wird, so weiß er, besonders durch die Benutzung des Lokalen, das Interesse des Volkes, das ihm zuhört, und das sich noch immer das römische dünkt, oft in einem solchen Grade zu erregen, daß ein wiederholter Beifallszuruf seinen Gesang unterbricht, der sich alsdann mit neuem Feuer unter diesem Zuruf wieder emporarbeitet; und um manche Verse, die in dieser wachsenden Begeisterung sich bilden, ist es wirklich Schade, daß keine Hand sie aufschreibt, und daß der Wind sie verweht.

Dieser Venetianer ist wirklich aus bloßer Neigung ein Poet aus dem Stegreife. Er ist von

guter Herkunft, und wurde in seiner Vaterstadt, als Advokat, wegen seiner Geschicklichkeit vorzüglich geschätzt und gesucht; seine Freunde und Anverwandte suchten ihn auf alle Weise bei einer ordentlichen Lebensart zu erhalten; er entwischte ihnen aber mehrmahlen, um seinem unwiderstehlichen Hange zu folgen, und als Improvisatore die Städte Italiens zu durchziehen.

Der Beifall des Volks, das seine Lieder hört, geht ihm über alles; das Geld verachtet er; ein kleiner Knabe, den er bei sich hat, geht nach Endigung eines Gesanges mit dem Hute in der Hand im Kreise herum, und ein jeder wer will, wirft etwas hinein, wo denn manchmal, wenn der Beifall recht groß ist, die Erndte so reichlich ausfällt, daß der Knabe den Hut mit Münze halb angefüllt zurückbringt.

Der verschwenderische Dichter aber achtet zuweilen im Taumel seiner Begeisterung, wo alle Schätze und Reichthum der Erde in der Gewalt seiner Phantasie sind, der verächtlichen Münze nicht, sondern schlendert sie umher, indem er den angefüllten Hut auf den Kopf setzt, und nur das für sich behält, was zufälliger Weise zwischen seinem Hut und Scheitel noch liegen bleibt.

Zuweilen ist dieser Volkspoet sehr ordentlich gekleidet, gepudert, Chapeau bas, und mit dem Degen an der Seite; zuweilen geht er wieder äußerst zerlumpt einher: denn da er in seiner idealischen Dichterwelt seine vorzüglichste Existenz hat, so kümmert er sich nicht viel um die gemeinen Bedürfnisse des Lebens.

Er wird oft in die Palläste der Großen gefordert, wo er im Zimmer vor einer glänzenden Versammlung seine Stanzen rezitirt. Es scheint ihm aber weit mehr Vergnügen zu machen, wenn er auf irgend einem Platze, unter freiem Himmel, einen vermischten Volkshaufen um sich her versammeln, und gleich einem Orpheus, die rohesten Gemüther, und den wildesten Pöbel bewegen kann, seinem Gesänge zuzuhorchen.

Diesen Endzweck erreicht er wirklich, und es ist einem ein angenehm überraschender Anblick, wenn man in diesem Kreise, den groben Faquino (Sackträger) neben dem feinen Abbate lauschend stehen, und eben so wie jenen, bei den schönsten Stellen seinen Beifall bezeigen sieht. —

Rom, den 12. Oktober.

Monte Cavallo.

Mit Recht führt dieser Hügel, der ehemals der Quirinalische hieß, von einem der ersten Kunstwerke seinen Nahmen, das ihm zur Zierde dient, und diesen Platz zu einem der merkwürdigsten in Rom macht.

Dieß sind nehmlich die beiden Rosse lenkenden Jünglinge, von kolossalischer Größe, aus den schönsten Zeiten der griechischen Kunst, in Marmor gebildet; woruntet man die Nahmen Phidias und Praxiteles liest —

Mögen immer diese oder andere die Werkmeister dieses wundervollen Kunstwerks seyn; und mag nun Kastor und Pollux, oder Alexander, wie er den Bucephalus bändigt, unter diesen Jünglingsgestalten abgebildet werden; so kann man sich nichts Erhabneres und Schöneres, als die jugendliche Menschenform in dieser Stellung denken.

Besonders in der zur Rechten hat das Ganze einen solchen Ausdruck von Kraft und Größe,

und doch zugleich von Schlankheit und Behendigkeit, — von angebohrner Herrschaft des Menschen über die thierische Welt, und im Antlitz den Ausdruck von befehlender Kühnheit — —

Diese stolze Kühnheit schaut von der Stirne herab; schwillt in den Lippen an; gebietet im Auge; und ruht in dem gewölbten Kinne —

Die Stirn tritt über dem Auge majestätisch vor, und in der untern großen Ründung der Wangen bis zum Kinne, senkt sich die ganze Fülle inwohnender jugendlicher Kraft hernieder —

Die linke Hand ist lenkend; das rechte Knie ist stützend, während das linke vortritt: die Muskeln der rechten Seite senken sich in einander, während daß die auf der linken sich auseinander dehnen —

Die rechte Hand hält den Zügel, und nach ihr biegt sich der ganze übrige Körper hin —

Von dem Haltungspunkt in der Rechten geht die Handlung aus, und erstreckt sich bis zum Lenkungspunkt in der linken Hand.

Die haltende Seite senkt sich, während die lenkende sich erhebt —

Das denkende Haupt richtet sich ganz nach der lenkenden Seite hin; und gerade durch diese

Theilung schimmert nun das Handelnde in der Bewegung jeder Muskel durch die ganze Körpermasse —

Allein die Bedeutsamkeit und Stellung ist es nicht allein, wodurch diese Figur ihre Größe und Erhabenheit hat; sondern es ist die Größe in den Formen selber, in den einzelnen Umrissen der Glieder, wovon jeder innere Kraft und Wirksamkeit im höchsten Maaß anzeigt —

Denn was sind die kleinen Umrisse in den Körpern anders, als Zeichen von jeder möglichen Biegsamkeit desselben nach allen Seiten zu? —

Und diese zarte Biegsamkeit nun vereinbart mit der Kraft des geraden stämmenden Aufrechtstehens, ist es ja eben, was den höchsten Grad des Schönen ausmacht, wo Kraft und Zartheit, Behendigkeit und Stärke sich vermählen —

Die Bildhauerkunst kann die Größe und Erhabenheit nicht anders als durch den Körper darstellen; und muß den Ausdruck von inwohnender Geisteshoheit auf Stirn, und Mund, und Nase hervorrufen, und ihn auf der ganzen Oberfläche des majestätisch emporgerichteten Körpers sichtbar machen —

Promenade

Promenade auf dem Korso.

So langweilig einem im Anfange das ewige Spazierengehen und Spazierenfahren auf dem Korso, durch die Porta del Popolo bis nach der Ponte Molle vorkommt, so gewöhnt man sich doch endlich daran, und dieser Gang wird einem immer lieber, je öfter man ihn gemeinschaftlich mit den Einwohnern dieser Stadt besucht, die alle hier zusammenströmen, und eben dadurch diese lange ermüdende schnurgerade Straße zu einem der unterhaltendsten Spaziergänge machen, weil man das ganze lebende Rom sich hier auf und nieder bewegen siehet, mit Bekannten sich zusammen findet, und sich mit zu den Bewohnern der Stadt zählet, welche sich diese lange Straße zu ihrer Lieblingspromenade einmahl auserkoren haben.

So wie die Hitze des Tages sich gelegt hat, drängt sich alles hier zusammen, um der kühlen Abendluft zu genießen. Die Equipagen fahren Schritt vor Schritt, und müssen zuweilen stille halten, wenn bey dem langen Zuge ein Hinderniß in den Weg kömmt; an beiden Seiten ist für Fußgänger ein erhöheter Weg mit breiten Steinen, so daß diese die glänzenden Wagen in ihrer Mitte

nach Bequemlichkeit mustern, und an der Pracht ihrer geistlichen Oberhirten ihre Augen weiden können.

Auf der Ponte Molle selbst wird die Aussicht erst recht frei und schön, und man siehet hier die Gebürge mit ihrem violetten Widerschein im Glanz der Abendsonne. Aber gerade hier, wo die Aussicht erst recht schön wird, kehrt man wieder um, und fährt die lange Straße zwischen zwei Mauern in die Porta del Popolo wieder hinein.

Dieß däucht einem aber schon als müßte es einmal so seyn, weil der ganze Strom von Menschen mit dem man fortgezogen wird, bei der Ponte Molle umkehrt, und wieder nach der Stadt seinen Rückzug nimmt.

Die lebhafteste Gegend auf dem Korso ist bei der Kirche St. Carlo, da wo die Straße Condotli den Korso durchkreuzt.

Hier stehen die meisten Buden, wo mitten auf der Straße warmes Essen feil ist, und welche des Abends durch ihre Erleuchtung die Straße mit aufhellen, welche sonst, da es hier keine Laternen giebt, ganz dunkel seyn würde. Hier findet man es auch noch spät in die Nacht lebhaft, und der

Spaziergang von hier bis an die Porta del Popolo macht einem wegen der abwechselnden Scenen selten Langeweile.

Die Kaffeehäuser in der Gegend von St. Carlo werden auch am häufigsten besucht; und es stehen hier im Sommer eine Menge von Stühlen vor der Thüre auf der freien Straße, wo diejenigen welche Erfrischungen genießen, zugleich das fortdauernde Schauspiel des Lebens und Webens der Menschen als ruhige Zuschauer betrachten können.

Rom, den 4. Oktober.

Propaganda.

Ich habe nun auch einer Art von Examen oder öffentlichen Redeaktus auf der Propaganda beigewohnt. Hierbei wurde aber so wenig Ernst und Feierlichkeit beobachtet, daß man vielmehr mit der ganzen Sache einen Spaß zu treiben schien.

Es war gedrängt voll, und ein sehr gemischtes Auditorium. Die Zöglinge der Propaganda traten einer nach dem andern auf, und ließen sich in ihren fremden Zungen und Sprachen hören.

Sie hätten aber eben so gut auch schweigen können; denn da der größte Theil der Zuhörer von dem Inhalt ihrer Rede nichts wußte, und nur unverständliche Laute vernahm, so herrschte bei diesen Vorträgen auch wenig Stille und Aufmerksamkeit. Vielmehr entstand ein überlautes Gelächter, so oft eine neue hier noch ungehörte Sprache mit ihren sonderbar klingenden Tönen von den Lippen eines Redners anhub, dessen Gesichtsbildung und Farbe eben so fremd und auffallend, wie die Laute seiner Stimme, waren.

In mir wurde hierbei der Wunsch rege, den großen Schatz von lebendiger Sprachwissenschaft, der sich in den Zöglingen dieser christlichen Pflanzschule für den ganzen Erdkreis hier zusammenbefindet, benutzen zu können.

Denn man findet wohl nicht leicht einen Ort in der Welt, wo man, so wie hier, nicht nur die todten Schriftzeichen in den mannichfaltigsten Sprachen, sondern auch den Mund, der sie, als die Töne seiner Muttersprache, ausspricht, jedesmal um Rath fragen kann.

Kontrast zwischen der deutschen und italiänischen Sprache.

Da es hier unter den Handwerksleuten so viele Deutsche giebt, so schallen einem die Töne der deutschen Sprache beständig in den Ohren; ganz sonderbar aber klang es mir doch, als ich das erstemal vor einem offenen Schusterladen vorbei ging, und das Lied: Es ritten drei Reuter zum Thore hinaus! im oberdeutschen Dialekt von den Gesellen intoniren hörte.

Für die deutschen Flüche ist die italiänische Sprache zu weich, als daß sie einige davon hätte

aufnehmen sollen. Ein Sangue di Dio! und cospetto di bacco! klingt selbst im Zorn noch sanft; und diese Flüche verwandeln sich in Singen, wenn man sie mit dem deutschen Donnerwetter vergleicht.

Einer meiner Freunde aus Berlin, ging vor einiger Zeit, da es schon ziemlich spät war, durch eine enge dunkle Straße. Eine Anzahl Sbirren mit Laternen umringeten ihn, weil sie ihn vielleicht für eine verdächtige Person hielten, oder auch auf ihre Art Spaß mit ihm treiben wollten.

In der Angst stieß er den deutschen Fluch Schwerenoth! heraus; und wie ein Lauffeuer ging nun dieser Fluch unter den Sbirren herum, die ihm alle nachsprachen, indem sie erenoth! erenoth! anstatt des deutschen Schwernoth, wiederholten, und also selbst diesen rauhen Fluch in ihrem Munde, durch die Hinweglassung des zischenden Lauts, milderten.

Auf eine ähnliche Art scheint der Ausdruck far brindisi, Gesundheit trinken, von einem deutschen Ausdruck entstanden zu seyn, dessen ohngefähren Klang man aufhaschte, und weil man den Gebrauch von den Deutschen nahm, auch den Ausdruck zugleich mit übertrug.

Man hörte nemlich, indem die Gesundheiten ausgebracht wurden, zum öftern wiederholen: ich bring dir sie! bring dir sie! und ohne diese Laute zu verstehen, sprach man sie nach, und bildete ein eignes italiänisches Wort, brindisi, daraus, welches nachher so viel als Gesundheit trinken, oder Gesundheit ausbringen, bezeichnete. Hierbei bitte ich aber zu bemerken, daß ich nicht der erste bin, der das Wort brindisi auf die Weise abgeleitet hat, sondern daß diese Ableitung schon lange vor mir von Sprachforschern angenommen und anerkannt ist.

Daß die Italiäner nur mit vieler Mühe fremde Sprachen lernen, und mit solcher Schwierigkeit die fremden und ungewohnten Laute nachsprechen, scheint eben daher zu kommen, weil ihre Sprache gerade eine der sanftesten, und also ihr Organ am wenigsten zu irgend einiger Anstrengung im Sprechen gewöhnt ist; dahingegen die deutsche Zunge eben durch die Anstrengung, mit welcher sie von Kindheit an die rauhere Muttersprache redet, zu der Erlernung fremder Sprachen viel biegsamer geworden ist.

Der Ausdruck gia! gia! welchen man zum öftern im gemeinen Leben hört, scheint wirklich

eine Nachahmung des deutschen ja! ja! zu seyn; denn wie es scheint, soll es so viel ausdrücken, als, ja doch, ich verstehe schon!

Es wird den Italiänern sehr schwer, deutsche Wörter nachzusprechen; und so viel sie auch Deutsch hören, so sprechen sie doch nur sehr wenige Ausdrücke nach.

Ein deutsches Wort, welches fast alle Italiener wissen, ist das Wort trinken, welches sie freilich von den Deutschen am öftersten mögen gehört haben, und vielleicht auch spottweise, die Liebe zum Trinken, welche den Deutschen von Alters her vorgeworfen wird, damit bezeichnen wollen.

Wegen der großen Verschiedenheit der Mundarten aber wissen die Italiener sich auch keinen rechten Begrif von der deutschen Sprache zu machen; denn natürlich muß ihnen der östreichische Dialekt und das Tyrolische, mit unserm nordischen Hochdeutsch verglichen, wie ganz verschiedene Sprachen vorkommen, wovon ich einmal die Erfahrung machte, da ich bei dem Begräbniß eines Protestanten eine Rede hielt, und ein Paar Italiäner, welche hinter mir standen, sich stritten, ob das, was ich spräche, deutsch oder englisch sei.

Rom, den 15. Oktober.

Belvedere.

So oft ich unter diesen herrlichen Göttergestalten wandle, kann ich mich nicht einer geheimen Verehrung für den hohen Schwung des menschlichen Geistes, der diese Gestalten schuf, enthalten.

Diese Götterideale der Griechen, waren bei ihnen das höchste Ziel der bildenden Kunst, — sie waren gleichsam der Maaßstab für alles übrige; und so wie sich ein chinesisches Pagodenbild zu dem Jupiter des Phidias verhält, so, däucht mir, kann man wohl sagen, daß sich die chinesische zu der griechischen Kunst verhalte.

Aus diesen Götteridealen der Griechen, wenn man sie als Symbole der Macht, der Stärke, der Weisheit und der Schönheit betrachtet, leuchtet noch itzt der helle Geist hervor, welcher die erhabensten Ideen des Verstandes in Gestalt und Umrisse übertrug, und die meisten Begriffe, welche eine aufgeklärte Philosophie lehren konnte, durch die Kunst anschaulich wieder darstellte.

Nicht das Unmenschliche und Ungeheure, sondern gerade das Menschliche in seiner höchsten

Erhabenheit und Würde, war bei den Alten das höchste Ziel der Kunst; dadurch erhielt alles auf den Geist der Menschen eine unmittelbar zurückwirkende Kraft, und die Griechen arbeiteten sich dadurch zu einem Grade von Kultur empor, welchen nach ihnen noch kein Volk erreicht hat.

Apollo Musagetes.

Dieser weibliche Apollo ist Harmonie und Wohllaut in seiner ganzen Stellung —

Seine Körperbiegung ist nach vorwärts, und sein Gewand wird von dem Hauch der Luft sanft zurückgeweht. — Je länger man dieß Gewand betrachtet, desto harmonischer scheinen seine Falten sich zu werfen, und gleichsam in das tönende Saitenspiel zu rauschen. — Der Mantel über dem Leibrocke vermehrt die Würde und Fülle des Ganzen.

Die schrägen Parallellinien, in welchen die Falten sich zurückbiegen, und nach unten zu wieder vorwärts treten, geben einen anschaulichen Begrif von der Einheit des Mannichfaltigen, welcher macht, daß die Harmonie der Tonkunst selber in dieser Figur verkörpert zu seyn scheint — —

Auch der Ausdruck in der Miene ist wie auf erhabene Töne horchend — und der Schluß an dem Lorbeerkranze um das Haupt vollendet das Ganze in Eines, und macht gleichsam das Volltönende dieser Bildung aus, in welcher alles musikalische Bewegung ist.

Denn selbst die Linie, in welcher der Arm sich emporhebt, und der Fuß vorwärts tritt, bezeichnet Takt und Rhytmus, und Ruhe und Ernst im Blick bezeichnen göttliche Hoheit.

Die tragische Muse — Faltenwurf.

Die tragische Muse tritt majestätisch und ernst einher — ihr Gewand ist unter dem Busen gegürtet, und sinkt über das durchschimmernde Knie herab —

Sie hält die tragische Larve in der rechten Hand, und deutet mit der linken gleichsam den Fall des Edlen an —

Wie kömmt es, daß die Falten im Gewande einen so unwiederstehlichen Reiz für das Auge, oder vielmehr für die Einbildungskraft haben? —

Ist es etwa, weil sie eine gewisse Fülle und Ueberfluß bezeichnen, welche der unterliegenden Bildung gleichsam freien Spielraum läßt? — oder weil durch das Auge die Seele beschäftiget wird, die Zweck und weise Anordnung selbst in dem bemerkt, was sonst ein bloßes Spiel des Zufalls ist? —

Daß gerade in dieser Stellung das Gewand so und nicht anders fallen mußte, und daß Erhabenheit und Würde nicht nur durch den Körper und seine Stellung, sondern auch durch das Gewand, das ihn umhüllt, hervorschimmert, ist ein hoher Triumph der Kunst, die auch in dem zufällig scheinenden Faltenwurf die schaffende Natur nachahmet.

Das Haupt der Medusa.

In diesem Meisterstücke der griechischen Kunst ist, durch die furchtbare Größe aller einzelnen Züge, die menschliche Gesichtsbildung, vom übrigen Körper abgesondert, wie ein schreckendes Ganze dargestellt. —

Dieß Haupt scheint nur ein Wesen für sich; der Theil ist zum Ganzen geworden — Es ist ge-

flügelt, mit Schlangen umwunden — Ulysses, da er im Reiche der Schatten die Schaaren der Todten ankommen sieht, wendet sein Gesicht weg, damit nicht Persephone, die Königin der Unterwelt, dieß furchtbare Haupt ihm entgegensende, und daß der grausenvolle Anblick ihn vor Entsetzen nicht versteinere. —

Eigenthümlichkeiten der italiänischen Sprache.

Padrone.

Eine allgemein gültige und allgemein anwendbare Höflichkeitsformel, ist der Ausdruck Padrone! welcher mancherlei Bedeutungen hat, und dem ohngeachtet immer ohne weitere Erklärung verstanden wird.

Padrone! heißt, ich bin ihr gehorsamer Diener! oder, ich danke gehorsamst! wenn man von jemandem gegrüßt wird. Statt daß wir uns von jedem, den wir höflich anreden, seinen gehorsamen Diener nennen, nennt ihn der Italiäner umgekehrt seinen gebietenden Herrn; weil nehmlich Padrone! so viel sagen will, als, der Herr haben

über mich zu befehlen, dieselben haben gänzlich mit mir zu schalten.

So braucht man auch den Ausdruck padrone, wenn jemand wegen einer Sache um Erlaubniß bittet, und man ihm diese Erlaubniß zugestehet: è padrone! heißt alsdann so viel, der Herr dürfen nur befehlen, alles was sie wünschen, steht ihnen zu Diensten.

Wenn jemand durch den Bedienten im Zimmer angemeldet wird, so heißt è padrone! so viel, als, der Herr kann herein kommen! oder, es wird mir angenehm seyn, den Herrn zu sprechen.

Wenn jemand sagt: servo suo umilissimo, Ihr demüthigster Diener! so giebt man ihm durch padrone! sein Kompliment zurück, indem man sich durch eben diese Ehrenbenennung für seinen servo umilissimo erklärt.

Es fehlt uns im Deutschen an einer so kurzen, und in allen Fällen anwendbaren Höflichkeitsformel, wie das italiänische padrone! welches immer einen ganzen Sinn in sich faßt, und sich in einem Moment aussprechen läßt.

Signore!

O signore! ist ein Ausruf, den man oft von gemeinen Leuten nur mit der ersten Silbe o sign! hört, die sie mit einem Seufzer aussprechen, und das Uebrige verschlucken; welches dann eine seufzende Anrufung des göttlichen Nahmens, als, o Herr! oder, o Gott! bezeichnet.

Eine gewisse Trägheit im Ausdruck ist Ursach, daß man sich gern, wo man nur kann, eine Silbe zu ersparen sucht: so sagt auch der Florentiner ngor si! anstatt signor si! (ja mein Herr).

Merkwürdig ist auch noch der besondere Accent, welcher bei si signore! und non signore! niemals auf das si, oder non, (ja oder nein) sondern immer auf das signore gesetzt wird, gleichsam als ob das si oder no weniger bedeutend in der Anrede wäre, als das signore, womit man doch im Grunde nichts sagt.

Auch ist das si und no mit dem signore einmal unzertrennlich verknüpft; und es wird wie eine Unhöflichkeit betrachtet, ja oder nein zu sagen, ohne dieß signore unmittelbar darauf hinzuzusetzen.

Dieß wird schon bei der Erziehung der kleinsten Kinder beobachtet. Wenn sie auf irgend eine Frage si oder no geradezu antworten, so werden sie gescholten, und das signore wird ihnen so lange vorgesagt, bis sie es ganz mechanisch mit dem si und no verbinden lernen, gleichsam als ob es zu diesem Ausdruck, wie eine Endsilbe, mit gehörte.

Dem Ausdruck signore selbst aber merkt man im Italiänischen noch am deutlichsten seinen Ursprung von dem Lateinischen senior, an; woraus man sieht, daß die Verehrung des Alters im Grunde die älteste Höflichkeitsbezeugung ist, und daß die andern Höflichkeitsformeln sich davon herschreiben; nur daß in dem Englischen Sir, und in dem Französischen Monsieur, dieser Ursprung schon unkenntlicher geworden ist, welches leztere Wort in der italiänischen Aussprache ganz entstellt wird, wo es wie Monsüh lautet, und zu einem Ausdruck geworden ist, womit der gemeine Mann die Fremden anredet.

Seccatura.

Che seccatura! (wie langweilig!) oder non ci seccate! (macht uns keine lange Weile) ist

ein

ein Ausruf, dessen sich der Italiäner bedient, so oft ihm eine Arbeit lästig wird, oder so oft man ihm mit irgend etwas beschwerlich fällt.

Dieser Ausruf drückt die ganze Scheu vor jeder ermüdenden Anstrengung aus, welche dem gemeinen Italiäner mehr als der Tod verhaßt ist.

Es ist auch ein sehr bedeutender Ausdruck, weil er recht eigentlich die Trockenheit und Leere bezeichnet, die mit der Langenweile und der einförmigen lästigen Arbeit verknüpft ist.

Denn freilich stimmt die Natur und die menschlichen Einrichtungen selber hier zusammen, um das ganze Leben mehr auf den Genuß, als auf die Arbeit zu berechnen. Die Arbeit ist hier wirklich eine seccatura, weil sie, da hier alle Sehnen der Nationalindustrie erschlaft, und dem erwerbenden Fleiße alle Wege versperrt sind, im Grunde keinen Zweck hat, der sie beleben könnte —

Die allgemeine Trägheit, in die man versunken ist, macht daher jede Bemühung langweilig, und ein arbeitsames Leben ist die ärgste seccatura, die man sich denken kann.

Rom, den 20. Oktober.

Pietro von Kortona.

Das Deckengemählde von Pietro von Kortona in dem Pallast Barberini, ist eines der prachtvollsten, aber auch der abentheuerlichsten, was man sich denken kann; so sonderbar ist das Christliche mit dem Heidnischen in der allegorischen Darstellung untermischt.

Pabst Urban der achte aus dem Hause Barberini, hat seiner unbegränzten Eitelkeit hier ein bleibendes Denkmal gestiftet; und dieses Deckengemälde dienet zugleich zum Andenken an die fürchterliche Gewalt, welche sich die Kirche einst angemaßt hat; denn darauf zielen im Grunde alle diese sonderbar gemischten Symbole ab.

Es ist nehmlich die geistliche Gewalt, welche hier den Friedenstempel aufschließt, die Furien verjagt, und den Cyklopen befiehlt, zum Schutz der Kirche Waffen zu schmieden.

In der Mitte des Gewölbes wird das Barberinische Wapen in den Himmel unter die Sterne versetzt. Keine geringere Personen, als

die Zeit, die Vorsehung, die Parzen, und die Ewigkeit, sind mit dieser wichtigen Handlung beschäftigt.

Minerva schleudert den Donner auf die Titanen —

Herkules tödtet die Harpyen — Religion und Glaube ist auf der einen, und die Wollust auf der andern Seite allegorisch abgebildet.

In den Wolken schweben die Gerechtigkeit und der Ueberfluß.

Mitten unter den heiligen Erscheinungen dampft die Werkstätte des Vulkan.

Der Friede verschließt den Tempel des Krieges; Mars liegt an Ketten; Fama verkündigt den Frieden; und in der Mitte stehen zwei Frauenzimmer. Diese heißen: die Kirche und die Klugheit.

Auf die Weise ist in diesem Deckengemählde die geistliche Gewalt allegorisch dargestellt.

Man braucht nicht, wie sonst gewöhnlich, vier Paul zu zahlen, wenn man dieß Gemählde betrachten will, sondern kann zu jeder Zeit, wenn es einem gefällt, geradezu in den Pallast Barberini in den Saal gehen, dessen Decke mit dieser allegorischen Darstellung prangt.

Man muß sich aber Zeit nehmen, um aus dem Labyrinthe sich herauszufinden, und etwa auf einer von den Bänken sitzend, diese Zusammensetzung nach allen Seiten mit Muße untersuchen.

Raphael.

Die Schlacht des Konstantin.

In der Mitte des Gemähldes, auf der Brücke über die Tiber, ragt der Held hervor, welcher gerade nicht die interessanteste Figur in diesem großen Ganzen ist. Es scheint, als ob er mehr nur den Haltungspunkt bezeichnen, als selbst vorzüglich den Blick auf sich heften soll.

Ueber ihm schweben drei Engel, welche den Sieg verkünden —

Unter dem Sieger bilden die Fliehenden eine schöne Gruppe; von zwei in die Fluth stürzenden ist dem einen der Helm vom Haupt gefallen; der andere hält noch Arm und Schild empor —

Zur rechten sieht man oben den Triumph der Sieger auf der Brücke über die Tiber, und unten die Verzweiflung der Besiegten.

Der feindliche Heerführer Maxentius faßt in die Fluth versinkend mit starken Armen sein Pferd

noch um den Nacken, und scheint mit drohendem Blick selbst der Verzweiflung Troß zu bieten. Er ist eine weit interessantere Figur, als der von den himmlischen Heerscharen beschützte Konstantin —

Einige suchen sich auf einem Kahn mit der Flucht zu retten, und vor den Pfeilen zu schützen, welche vom Ufer auf sie abgeschossen werden. — Der eine stürzt aus dem Kahn; ein anderer, der schon untersinkt, faßt ihn mit Todesangst um den Leib, und zieht ihn unaufhaltsam mit sich in die Fluth hinab.

Am Ufer ist unter den Besiegten ein Jüngling mit dem Pferde gestürzt, und hohlt, zu Boden liegend, noch zu einem tödtlichen Streiche gegen seinen Ueberwinder aus, der schon das Schwerdt auf ihn gezückt hat —

Zur Linken sieht man die hoch emporgetragenen Adler, die Hörner, die Tuba, den ganzen Triumph des Sieges — das alles rollt oben in der Ferne weg, während daß unten in der Nähe noch das rasende Getümmel fortwährt.

Der eigentliche Graus der Schlacht, das höchste Gewühl des Treffens, drängt sich hier zusammen — Der Schimmer von einem weißen Pferde lenkt das Auge auf die furchtbare Scene

hin, wo man gleichsam in das Herz des Treffens, in die innerste Tiefe der Zerstörung blickt —

Mit Wuth und Angst im Gesichte, hält der stürzende sich noch an den Mähnen des weißen Pferdes — Der eine hält tausend feindlichen Streichen ausgesetzt seinen Schild noch über den Kopf; ein anderer knieet wüthend dem Gegner auf die Brust, und sucht ihm den Helm vom Haupte abzureißen —

Eine Schlacht mit allen ihren Schrecken ausgemahlt, ist einer der erhabensten Gegenstände; es ist die Zerstörung selbst verewigt; das Schrecken und die Unordnung geordnet; und das Verderben und der Untergang selber zu einem harmonischen Ganzen gebildet —

Vatikan.

Die höchste Pracht und die höchste Armuth wohnen hier nebeneinander; das unermeßliche Vatikan, und die ungeheure Peterskirche, sind mit engen, schmutzigen Straßen, und niedrigen Hütten umgeben, deren Bewohner durch Noth und Elend in diese verpestete Gegend gebannt sind, wo sie mit jedem Sommer bösartigen Fiebern und Seu-

chen entgegen sehen, wodurch eine große Anzahl von ihnen hingerafft wird *).

Durch die ungesunde Luft wird auch der Pabst sogleich mit dem Anfange des Sommers vom Vatikan vertrieben, und bezieht seinen angenehmen Sommerpallast auf dem Quirinalischen Hügel, wo man in Rom die gesundeste Luft einathmet.

Einige Straßen in der Gegend des Vatikans sind so ungesund, daß die armen Bewohner des Nachts nicht in ihren Hütten schlafen dürfen, wenn sie tödtliche Krankheiten vermeiden wollen.

Der junge Mahler Kirsch aus Dresden fand hier auch seinen Tod, weil er seiner Jugend und Stärke zu viel zutraute, und es wagte, im Sommer eine Wohnung in dieser Gegend zu beziehen.

*) Tac. Hist. lib. é. c. 22. infamibus Vaticani locis magna pars tetendit; unde crebrae in vulgus mortes.

Rom, den 22. Oktober.

Raphael.

Der Streit der Kirchenlehrer über das Sakrament, ist gewiß einer der unfruchtbarsten und trockensten Gegenstände auf das meisterhafteste ausgeführt, und alles von dem Künstler hineingelegt, was nur irgend diesen an sich so todten und uninteressanten Stoff nur einigermaßen beleben konnte.

Der untere Theil des Gemähldes enthält das irrdische; die Kirchenväter und Lehrer, um einen Altar versammelt, und in der eifrigsten Unterredung über das große unerforschliche Geheimniß begriffen, bilden mannichfaltige Gruppen, und der Ausdruck in den Köpfen ist so wahr und sprechend, daß man hingerissen wird, sich für die Verhandlungen dieser Personen zu interessiren, wenn man auch kein Wort von dem Gegenstande ihrer Untersuchung wüßte: genug man sieht, daß sie gemeinschaftlich über etwas nachdenken, womit ihre ganze Seele beschäftigt ist; und eben dies Nachdenken, welches sich auf so mannichfaltige

Weise, in den verschiedensten Gesichtszügen, zeichnet, giebt diesem Gemählde eine solche Kraft und einen so unschätzbaren Werth.

Der obere Theil des Gemähldes enthält lauter himmlische Gegenstände, die für den menschlichen Beobachter eben kein vorzügliches Interesse haben. Es ist nehmlich die gewöhnliche Abbildung der Dreieinigkeit, mit Glanz, und Heiligen, und Engelsköpfen umgeben.

Dieß sind nemlich die Visionen der heiligen Väter, wovon einige bei ihren Betrachtungen gleichsam den Himmel offen sehen, wie sich die verkörperte Gottheit zum Genuß der Sterblichen in das geweihte Brodt auf dem Altar herniedersenkt —

Je unfruchtbarer dieser Stoff, und je unmahlerischer das Kostum ist, um desto mehr Bewunderung verdient das Genie des Künstlers, welches unter dieser Bürde nicht erlag.

Man kann sich nicht enthalten, bei der Betrachtung dieses Bildes eine Vergleichung der christlichen und heidnischen religiösen Gebräuche, in malerischer Rücksicht, anzustellen.

Und hier muß freilich die neuere Kunst, schon wegen der schweren Bearbeitung ihres Gegenstan-

des, vor der alten zurückstehen, wo sich aus dem ganzen religiösen Leben, wenn man z. B. nur die Darstellung von Opfern nimmt, die mannichfaltigsten, reizendsten Scenen, mit dem mahlerischsten Kostume von selbst darböten.

Portraitmahlerei.

Auf Portraits hält man in Rom nicht sehr; die höhere Mahlerei verdrängt diesen untergeordneten Zweig; da hingegen in Ländern, wo die Kunst nicht blühet, die Portraitmahlerei noch das einzige ist, wofür man sich interessirt, und was dem Künstler Nahrung verschaft.

Es ist auch natürlich, daß da, wo man für die höhere Kunst noch keinen Sinn hat, doch ein jeder sich freuet, wenn er seine eigenen Gesichtszüge nachgeahmt und abgebildet sieht, weil hierzu weiter kein Sinn für die Kunst erfordert, und doch das Vergleichungsvermögen der Seele beschäftigt wird.

Dieß findet nun freilich auch bei den rohesten und ungebildetsten Menschen statt, weswegen denn auch ein Portraitmahler immer sicher sein Schicksal in der Welt wagen kann; wie jener, der auf einem Schiffe, das nach Ostindien fuhr, Ma-

trose wurde, und gewiß war, es nicht lange zu bleiben, weil der erste von seinen Kameraden, dessen Portrait er mit Kohlen zeichnete, einen solchen Lerm auf dem Schiffe von dem Künstler machte, daß er bald von aller Arbeit befreit war, weil nun ein jeder von ihnen gemahlt seyn wollte, bis der Befehlshaber des Schiffes selber seine Geschicklichkeit kennen lernte, und ihn auf einmal in eine bequeme und angenehme Lage versetzte, die vollkommen glücklich wurde, als er nach Ostindien kam, wo er mit seiner Kunst wuchern konnte.

Volkslieder.

Ein Volkslied, das einem jetzt allenthalben hier in den Ohren gellt, das die Kinder auf der Straße singen, und das man auch aus manchem schönen Munde hört, hat bei aller Ungereimtheit und Abgeschmacktheit, die darin herrscht, doch eine gewisse kindische Naivität, die vielleicht eben Ursach ist, daß es einen so allgemeinen Beifall gefunden hat; denn die Worte darin sind gerade so gesetzt, daß es scheint, als ob man etwas sagt, da man doch im Grunde nichts sagt, welche Art

sich auszudrücken der bequeme Italiäner in seiner Umgangssprache vorzüglich liebt.

So ist denn auch dieß Lied beschaffen; sein Refrein ist immer, non dico — ma! ich will eben nicht sagen — aber — und dann folgt; li la batte li! eine Reihe von unbedeutenden Silben, worunter man nun dasjenige, was man nicht sagen, sondern für sich behalten will, gleichsam zu verstecken sucht, daß es also das Ansehen hat, als wolle man sich etwa, das was man denke, nicht deutlich merken lassen, sondern eine Art von Zurückhaltung beobachten, die von einer vorzüglichen Verschlagenheit oder Klugheit ein Beweis seyn soll.

Rom, den 24. Oktober.

Eigenthümlichkeiten der Italiänischen Sprache.

Che so Io!

Diesen Ausdruck hört man im gemeinen Leben, besonders wenn der Italiäner etwas erzählt, beinahe ums dritte Wort. — Es ist ihm zu mühsam, sich lange zu besinnen; er schiebt das auf seine Unwissenheit, was im Grunde bloß Trägheit bei ihm ist, und sagt mit einer Art von Unwillen: che so Io! (was weiß ich!) gleichsam, als ob das, worauf er sich weiter zu besinnen keine Lust hat, auch der Mühe des Nachdenkens nicht werth wäre.

Es ist dieß auch wirklich ein leichtes Mittel, sich aus jeder Art von Unwissenheit heraus zu helfen, und kommt in so fern manchem treflich zu statten, der mit einem che so Io! sich auf einmal aus dem Labyrinthe zieht, worin er sich im Reden verwickelt hat. Bei Deutschen, welche lange in Italien sind, habe ich bemerkt, daß sie dieses was weiß ich! beim Erzählen und Rä-

sonniren sehr gern in unsere Sprache übertragen, weil auch ihnen diese Bequemlichkeit zu statten kommt, welche beim Reden so sehr das Nachdenken erleichtert.

Non so che dire, (ich weiß nicht, was ich sagen soll,) ist ebenfalls solch ein Trägheitsausdruck, wo man sich ein wichtiges Ansehen zu geben sucht, als ob man vor vielem Nachdenken nicht wüßte, was man sagen sollte, und im Grunde doch eben deswegen nichts zu sagen weiß, weil man nichts gedacht hat.

Chi sà? (wer weiß es?) erhält man zur Antwort, wenn man im gemeinen Leben nach etwas frägt, das einer nicht weiß. Eine solche Frage ist schon lästig, darum erfolgt auch eine Art von unwilliger Antwort darauf; nicht, ich weiß es nicht, sondern, wer weiß es? gleichsam als ob der andere es hätte vorher wissen können, daß er vergeblich fragen würde. Da hingegen der geduldige Engländer mit einem, ich weiß es in der That nicht! dem Fragenden seine Unwissenheit gesteht, und zugleich seinen guten Willen zu erkennen giebt, ihn gerne zu belehren, wenn es ihm möglich wäre.

Der Ausdruck, ha capito! (haben Sie verstanden?) und ho capito! (ich habe verstanden) ist im Italiänischen besonders wegen seines Mißbrauchs merkwürdig; denn manche Unterredungen, die man im gemeinen Leben hört, scheinen wirklich aus diesem ha capito? und ho capito! zusammengesetzt zu seyn.

Die Leute geben sich ein Ansehen, als ob sie sich einander die wichtigsten Dinge sagten, und sich nur halbe Winke geben dürften, um einander zu verstehen, da sie oft selbst kaum wissen, was der Gegenstand ihres Gesprächs ist. Schlauheit und Verschlagenheit ist dasjenige, worin man die meiste Ehre sucht, und was man wenigstens zu besitzen scheinen will; darum giebt man sich denn immer das Ansehen, als ob man schon von ferne wittern könne, was der andere im Schilde führe; und wenn jener kaum anfängt zu reden, so hemmt ein bedeutendes ho capito! schon den Fortschritt seiner Worte.

Jener aber macht sich dieß auch wieder zu nutze, und wenn er sich nicht weiter verständlich machen kann, so hilft man sich mit einem ha capito? heraus, und kann dann gewiß seyn, daß

der andere sich keinen solchen Fehlschein geben wird, daß er nicht ho capito darauf antworten sollte.

Diese schöne Phrases kömmt also eben wie das che so io! der Bequemlichkeit und Trägheit im Denken vortreflich zu statten. Man hat das Vergnügen, sich auf die leichteste Art von der Welt einander zu verstehen, indem man sich wechselseitig die Versicherung davon giebt, ohne sich weiter einander auf die Probe zu stellen.

Unter die Trägheitsausdrücke gehört auch besonders hier in Rom noch der mäßige Ausdruck: son cose grosse! womit man sich im gemeinen Leben hilft, wenn man im Grunde weiter nichts zu sagen weiß, und doch sich gern das Ansehen geben möchte, als ob man noch viel wichtiges zu sagen hätte, wenn man nur wollte; bei manchen ist auch dieser Zwischenruf schon so mechanisch geworden, daß sie sich gar nichts mehr dabei denken.

Schutz gegen Gewalt und Unterdrückung.

So wie das alte Rom aus Klienten und Patronen bestand, so kann man auch die Bewohner

des

des neuen Roms füglich in zwei Klassen theilen, nehmlich in solche, die unter Protektion stehen, und in solche, die sie gewähren.

Wer sich nun irgend eines Protektors zu rühmen weiß, darf ziemlich ungestraft Verbrechen begehen, weil die Protektion auch gegen die Gesetze schützt.

Nun ist dieß freilich ein anderes Verhältniß, als zwischen den Patronen und Klienten in dem alten Rom; die Klienten waren arme römische Bürger, welche im Grunde ihrem Patron gleich waren, aber ihm nur, weil er mehr Macht und Reichthum besaß, den Hof machten, und dafür seine Parthei in der Republik verstärkten.

Die römischen Dichter, welche uns ein Gemählde der damaligen Zeit liefern, schildern die Klienten, wie sie in ihrer abgetragenen Toga eingehüllt, bei schlechtem Wetter, im Koth nachwaden mußten, wenn der Patron auf einem erhabenen Sessel von seinen Sklaven getragen wurde; und wie die Klienten sogar von dem Tische des Patrons, unter dem Nahmen der Sportuln, eine kleine Portion erhielten, die sie sich abholten und zu Hause verzehrten.

Jetzt sieht man etwa einen Kardinal von ein paar Prälaten, oder einen Prälaten von ein paar Abbaten begleitet, welche sein Gefolge ausmachen. Die übrige Begleitung besteht aus Bedienten, deren man hier so viele wie nur möglich hält, um seinen Aufzug glänzend zu machen.

Diese Anzahl von Bedienten genießen denn wenigstens, wenn ihre Besoldung auch noch so geringe ist, der Protektion ihrer Herren, deren sie sich zu ihrem Vortheil auf mancherlei Weise zu bedienen wissen.

Da im Grunde hier eine Art von Anarchie herrscht, wo Gewalt vor Recht geht, so ist einem jeden ein Protektor um so nöthiger, der ihn gegen Beleidigung und Unterdrückung in Schutz nimmt; denn von der Macht hängt hier alles ab, und der Ohnmächtige wird vergebens seine Stimme erheben, und um Gerechtigkeit flehen.

Nur kann es hiebei nicht wohl vermieden werden, daß die Protektion eben sowohl zu der ungestraften Begehung von Ungerechtigkeiten gemißbraucht, als zum Schutz gegen Gewalt und Unterdrückung gebraucht wird.

Rom, den 2. November.

Lokalität.

An die Ortsidentität knüpft sich doch eigentlich die Geschichte und die Dauer eines Volks — Besonders merkwürdig ist daher die Rede des Kamillus, die ihm der Geschichtschreiber Livius in den Mund legt, als die Römer im Begriffe waren, das von den Galliern zerstörte Rom zu verlassen, und zu Veji ihren Wohnsitz aufzuschlagen.

In dieser schönen Rede ist alles das zusammengestellt, was den Römern diesen Fleck, auf dem sie nun schon so manchen Glückswechsel erfahren hatten, vor allen andern werth machen mußte.

So unbedeutend auch der Nahme an sich ist so ist er doch einmal das unterscheidende Merkmal woran sich die Geschichte eines ganzen Volkes knüpft; und Roms Geschichte selbst wäre zerstümmelt, und hätte kein so schönes Ganze für die nachfolgenden Zeiten gebildet, wenn die Römer damals, als ihre Stadt zerstört war, nach Veji übergegangen wären.

Die menschlichen Gedanken verlangen in der Geschichte, wo so vieles sich durchkreuzt, irgend eine große Einheit, woran sich das übrige anschließen kann; und Rom ist auf dem ganzen Erdboden gewiß der Fleck, welcher seit Jahrtausenden durch die interessanteste Geschichte am ununterbrochensten bezeichnet ist.

Es ist daher auch kein Wunder, daß die römischen Dichter und Geschichtschreiber, in dem blühendsten Zeitpunkte, alles benutzten, wodurch Rom und seine Geschichte in den anziehendsten Gesichtspunkt gestellt wurde.

Die ganze Aeneide scheint hierauf angelegt zu seyn; und Livius bearbeitete einen schönen Roman, indem er seine Geschichte schrieb; ihn scheint immer der Gedanke geleitet zu haben, den allmäligen Wachsthum der größten Macht auf Erden aus dem geringsten Ursprunge zu schildern; und er hat in seiner Geschichte alle die Scenen sorgfältig zusammen gestellt, die nicht nur ein einzelnes Volk, sondern die ganze Menschheit interessiren mußten.

Alles erhält dadurch gleichsam einen hellern Brennpunkt, daß nicht ein Land, sondern eine einzige Stadt der eigentliche Schauplatz der größ-

ten Begebenheiten ist, die sich auf dem Erdboden ereignet haben.

Diese Geschichte Roms erhält dadurch eine Einfachheit und Größe, die weder bei der Geschichte der griechischen Staaten noch irgend eines andern Landes in der Welt statt findet.

Bei den ungeheuren Eroberungen der Römer nach allen Weltgegenden zu, kehrte man doch mit jedem Jahre immer wieder nach dem Mittelpunkte zurück, von welchem alle diese großen Begebenheiten ausgingen.

Klassischer Boden.

Alle diese Plätze sind durch schöne und große Gedanken geweiht, die hier gedacht, und durch edle und große Thaten, die hier gethan wurden.

Der Ausdruck: klassischer Boden, ist daher sehr wohl gewählt, um diesen Begriff zu bezeichnen. Denn die klassischen Werke der Alten erhalten gleichsam ein neues Leben, wenn sie auf diesem ihren einheimischen und vaterländischen Boden, dem sie entsprossen sind, in dem Gedächtniß des Lesers wieder aufgefrischt, und ihre unnachahmlichen Schönheiten an Ort und Stelle empfunden werden.

Das alte Rom.

Man überzeugt sich hier immer mehr, daß das alte römische Volk und seine Geschichte immer einer der merkwürdigsten Gegenstände der Betrachtung bleibt.

Die altrömische Sprache ist einmal die Sprache der Welt geworden; unsere Ideen ketten sich von Jugend auf an Roms Geschichte; und man betrachtet die römische Litteratur, die auf unsere Zeiten vererbt ist, gleichsam wie ein Haus, worin jeder, der zu einer höhern wissenschaftlichern Bildung geboren ist, bekannt gemacht und eingeführt werden muß.

Das römische Volk gab seiner Würksamkeit unter allen den größten Umfang. — Es that in das Meer der menschlichen Begebenheiten einen so mächtigen Wurf, daß die Kreise welche dieser Wurf um sich her zog, noch itzt nicht verschwunden sind.

Daß also, wo nur Wissenschaften gelehrt werden, die Aufmerksamkeit vorzüglich auf Roms Geschichte geheftet wird, liegt in der Natur des Gegenstandes selber; denn es giebt von menschlichen Dingen, wenn man auf die Ausbreitung sieht,

nichts Größeres und Wichtigeres als diese Geschichte.

Shakespear.

Wenn sich irgend einer in die Zeiten des alten Roms so lebhaft mit seiner Phantasie versetzt hat, daß, jene Zeiten dadurch gleichsam wieder herbeigezaubert, und ganz nahe vors Auge gebracht sind, so ist es Shakespear. —

Die Epoche aus der römischen Geschichte, welche er dramatisch bearbeitet hat, tritt unter seiner Schilderung so wahr und lebendig vor die Seele, daß man in Versuchung geräth, dem Dichter eine Art von Divination in die Vergangenheit, so wie dem Propheten in die Zukunft zuzuschreiben.

Ich habe seinen Julius Cäsar hier gelesen, und mein Studium der römischen Geschichte ist dadurch gleichsam belebt, und alles mir vergegenwärtigt worden. — Auch würde ich einem jeden rathen, den Roms Geschichte interessirt, sein Studium derselben mit diesem Shakespearschen Stücke zu krönen.

Denn so wie Livius und Tacitus ihren handelnden Personen die Reden, welche sie halten,

in den Mund gelegt haben, so sind auch die Shakespearschen Schauspiele gleichsam psychologische Belege zu Roms Geschichte, die, obgleich erdichtet, dennoch das unverkennbare Gepräge der Wahrheit an sich tragen, in so fern sie aus den innersten Falten des menschlichen Herzens, das in jedem Zeitalter dasselbe war, herausgehoben sind.

Rom den 4. November.

Belvedere.

Dieser Ort kann gewiß in doppeltem Sinne Belvedere heißen; weil nicht nur nach außen eine der prachtvollsten Aussichten über die erste Stadt der Welt und ihre umliegenden Gegenden, sondern auch von innen das vollkommenste und schönste, was die Menschheit von den Werken der Kunst besitzt, sich dem Auge darstellt.

Schon sobald man auf dem Petersplatz tritt, erblickt man die größte Kolonnade; die Peterskirche, als das größte Gebäude, das die alten und neuern Zeiten hervorgebracht haben, und dicht daneben den ungeheuren vatikanischen Pallast, der mehr einer Stadt als einem Gebäude ähnlich ist.

Alles ist in diesem Pallaste kolossal; man thut eine Reise in dem langen Gange zu dem Gitterthor des Klementinischen Musäums, wo zur rechten eine Treppe zur Wohnung des Kustode herauf geht, der, wenn man ihm vier Paul entrichtet, zu jeder Zeit den Eingang in dies Heiligthum eröffnet.

Erst tritt man in den offnen Hof, wo in den Seiten-Nischen die vorzüglichsten Kunstwerke, Apollo, Laokoon, u. s. w. stehen — von da in einen Saal, und dann in die prächtige, einem Tempel ähnliche Kuppel, in welche das Licht von oben fällt, und wo die herrlichen kolossalen Bildsäulen der tragischen Muse, des Appollo Musagetes, u. s. w. stehen. — Dann folgt noch ein großer Saal auswendig mit einem offnen Gange, und außer diesem noch einige besondere Zimmer.

Allenthalben wo man hintritt, wird man durch herrliche Erscheinungen aus der Helden- und Götterwelt überrascht.

Eine Welt von schönen Formen schwimmt, wie ein Meer vor der Seele, und man muß sich in diesem großen Schauplatze erst zu orientiren suchen, ehe der Blick auf einzelnen Gestalten haftet.

Am Peterstage ist das Musäum für das römische Volk eröffnet. An diesem Tage ist das

„Entfernet euch ihr Ungeweihten."

ausgelöscht, und dieser Tempel voll herrlicher Götterideale, wird von dem unwissenden Pöbel wie eine Marionettenbude, oder wie ein Heiligen-Tabernakel, angegaft.

Die Mönche haben hier zu jeder Zeit freien Zutritt, und ich habe zum öftern eine Heerde Franziskaner mit ihrem Oberhirten hier gesehen, die sich bei den Thiergestalten am längsten verweilten, und die kunstreiche Nachahmung in der Figur eines bronzenen Ochsen nicht genug erheben und bewundern konnten, worauf sie sich denn wieder wegbegaben.

Einförmigkeit und Mannigfaltigkeit.

Eine Betrachtung beim Anblick der Kolonnade auf dem Petersplatze.

Bei großen Gegenständen findet die Seele selbst an der Einförmigkeit Wohlgefallen, — wie an dem Anblick der blauen Himmelswölbung, der unendlichen Meeresfläche und eines Säulenganges, der selbst durch seine Fortdauer, wo sich doch immer wieder dieselbigen Gegenstände dem Auge darbieten, ergötzt, und wo es einen majestätischen Eindruck macht, je weniger man gleichsam das Ende davon absieht. —

Denn da eine einzige Säule schon etwas Prachtvolles ist, so macht ihre Anzahl und ihre Folge einen Reichthum der Vorstellung aus, der an sich

Vergnügen erweckt: die Einförmigkeit ist also hier gewiß schöner als die Abwechselung.

Eine einzige Säule ist schon an sich ein Ganzes, das die Seele füllt, welche sich ergötzt, diesen einzigen Begrif immer wieder nicht abwechselnd sondern vervielfältigt und sich gleichsam in sich selber spiegelnd zu finden.

Von den kleinern Gegenständen erfüllt das Einzelne die Seele nicht ganz, daher ist ihr die Abwechselung nicht zuwider, sondern angenehm, weil sie immer noch Raum genug für neue Begriffe hat. —

Von dem Großen und Erhabenen will man viel, von dem Kleinen vielerley sehen. Ein Eichenhain, ein Cypressenwald, sind schön in ihrer Einförmigkeit; ein mit den abwechselndsten Farben spielendes Blumenbeet, ist schön in seiner Mannigfaltigkeit. —

Große hohe Bäume nehmen sich besser in graden Gängen aus; denn es wäre Schade, wenn hier die Pracht des Ueberblicks verlohren ginge, wo die erhabenen Stämme in der perspectivischen Ferne allmählich ihre Wipfel neigen, und schon durch diese täuschende Darstellung allein, ein schönes Gemählde in der Seele hervorbringen.

Niedrige Bäume und Gesträuche passen besser zu krummen Gängen, weil eine Uebersicht des Ganzen hier doch zu kleinlich ist, und kein Interesse für die Seele hat, deren vorstellende Kraft durch große und erhabene Gegenstände gleichsam ausgedehnt und erweitert zu seyn strebt.

Bei großen Gegenständen ist daher die Uebersicht, bei kleinen die spielende Ueberraschung schöner. —

Ein erhabenes Gedicht braucht nicht zu überraschen, oder die Ueberraschung ist doch nur sein kleinstes Verdienst; denn man empfindet seine Schönheiten erst ganz, wenn man es zum öftern lieset, und auf die ganze Folge der Darstellung immer schon vorbereitet ist.

Ein leichter blos unterhaltender Roman hingegen, den man nur einmal lieset, soll vorzüglich durch überraschende Scenen gefallen.

In einer Oper, die mehr ein Vergnügen für Auge und Ohr, als für den Geist ist, müssen die Scenen überraschend seyn; in einem ernsten Trauerspiele hingegen liegt an der Ueberraschung wenig, und es kommt nicht sowohl darauf an, daß sich unerwartete Vorfälle ereignen, als vielmehr darauf, daß eine Begebenheit, sie mag uns

nun bekannt oder unbekannt seyn, uns durch die Darstellung immer wichtiger werde, und immer mehr Interesse für uns erhalte.

Unberufene dramatische Dichter suchen daher durch die Häufung unerwarteter Vorfälle, den Mangel an Interesse, das sie ihren Gegenständen nicht geben können, zu ersetzen, und den Zuschauer, den sie nicht zu rühren wissen, wenigstens in ein betäubend Erstaunen zu versetzen.

So, wie bei allen ernsten Gegenständen, muß auch bei Gebäuden das Ueberraschende und Auffallende niemals gesucht werden, wenn die Baukunst nicht in einen kindischen und spielenden Geschmack ausarten soll.

Ein Gebäude soll durch seine edle Zweckmäßigkeit, und durch das schöne Ebenmaaß seiner Theile, je länger man es betrachtet, den Blick immer mehr an sich fesseln, und durch das Auge der nachdenkenden Vernunft Beschäftigung geben.

Ein Gebäude, das durch eine phantastische und abentheuerliche Zusammensetzung die Seele bloß in Erstaunen versetzt, wird für einen ächten und geläuterten Geschmack sehr bald sein Interesse verlieren, und wenn die erste Ueberraschung vor-

bel ist, mit Verachtung und Gleichgültigkeit betrachtet werden.

Päbstliches Militär.

Ich sahe neulich auf Monte Kavallo dem Exerzieren der päbstlichen Soldaten zu. Ein junger Offizier ließ es sich recht angelegen seyn, und kommandirte mit vieler Heftigkeit.

Dem einen der Herren Soldaten dauerte dieß zu lange, und er trat mit dem Gewehr vor, und sagte:

Ma, quando finisce ista storia?

Wann wird die Geschichte ein Ende haben?

Nur noch einen Augenblick Geduld, mein Sohn, gab der Offizier zur Antwort, wir werden gleich fertig seyn! Und nun beruhigte sich auch der Soldat, und exerzierte wieder mit, worauf denn auch sogleich geschlossen wurde.

Ein andermal, als ich dieser Waffenübung zusahe, kam einer von den Soldaten erst, da schon alles beinahe vorbei war.

Aber, mein Sohn, wo kommt ihr so spät her? fragte der Offizier.

Ich habe Messe gehört! war die Antwort.

Recht gut, mein Sohn! versetzte der Offizier, und kommandirte weiter.

Ein Soldat heißt hier auch bei den gemeinen Leuten Signor Soldato; und die Soldatenstellen werden wie Bedienungen betrachtet, um welche man bei dem Pabste durch Bittschriften anhält.

Laokoon.

Der Jammer der ganzen leidenden Menschheit drängt sich hier zusammen — es ist das höchste körperliche Leiden, vereinbart mit dem höchsten Leiden der Seele.

Durch die beiden Söhne des Laokoon, die mit von der Schlange umwunden werden, wird diese Gruppe erst sanft und schön; denn das erhabene, zartere Mitleid nimmt den Ausdruck des körperlichen Leidens in sich auf, und veredelt und erhöhet das Ganze.

Es ist hier die größte Hülflosigkeit bei der höchsten Bedrängniß und bei der heftigsten Anstrengung zu helfen —

Das zwecklose Abarbeiten und Entgegenstreben macht den entsetzlichsten Mangel alles Beistandes von außen und von innen her, in jeder Muskel sichtbar —

Man sieht in dieser Gruppe das Alter mit der Jugend von der allgewaltigen Zerstörung umfaßt; den Vater mit den Söhnen von umwindenden Ungeheuern in einem Jammerstande umschlungen —

Man denke sich statt der Schlangen in dieser Gruppe, den reißenden Tyger, den verwundenden Pfeil, den tödtenden Dolch — nichts kommt dem Entsetzen dieser furchtbaren Umwindung bei, wo die mächtigen Ungeheuer in schrecklichen Krümmungen den ganzen Gliederbau umfesseln — das Edle, Gebildete erliegt der Macht des Ungeheuern; der Mensch dem Wurme —

Es ist die alles umgebende Zerstörung vom Feuer, von Wasserfluthen, die keine Flucht erlaubt — so schlingt das Verderben hier seinen unauflösbaren Knoten — aus diesem Labyrinthe giebt es nun weiter keinen Ausweg: die widerstrebende Natur erliegt —

Daher ist auch, schon wegen der Wahl des Gegenstandes, dieß Kunstwerk einzig in seiner Art, und konnte nur einzig seyn.

Die Gruppe der Niobe kömmt ihr nicht bei; man sieht dort nur die Wirkung der Zerstörung, aber nicht die Zerstörung selbst —

Die unsichtbaren Pfeile des Apollo und der Diana fliegen in der Luft, und tödten die Söhne und Töchter der Niobe. — Die Stellungen sind das Schönste, was man sich denken kann; aber das Ganze hat keinen Vereinigungspunkt in sich

selbst, sondern bloß in dem Gedanken an die Geschichte der Niobe, die der Betrachtende, um das Ganze zusammen zu fassen, mit hinzubringen muß.

Abendwanderung.

Ich gehe durch Maria Maggiore. Man macht durch einen solchen Tempel ordentlich einen Spaziergang; man tritt von der Straße in einen Umfang, der zum Wandeln Raum verstattet, und wo man durch die Mauern sich nicht eingeengt und beschränkt fühlt.

Die Säulengänge an beiden Seiten laden zum stillen Nachdenken und zur ernsten Betrachtung ein, so wie man in dem einsamen Tempel unter ihnen auf und nieder geht —

Von Zeit zu Zeit heißt ein Gemählde den Fuß verweilen, um in der lebendigen Darstellung menschlicher Geschichten durch Farbe und Umriß, den Genius des Künstlers zu bewundern —

Die gerade Straße von Maria Maggiore führt mich zum Lateran — und so wie ich diesen Tempel durchwandert habe, und aus der andern Thüre trete, finde ich mich am Ende der Stadt, und sehe eine der reizendsten Landschaften vor mir liegen;

Das drei Meilen weit entfernte Fraskati, mit seinen weißen Häusern an dem Abhange der Tuskulanischen Hügel; ganz oben auf der Spitze des Hügels die Cypressenallee, wo ich so oft gewandelt habe.

Und hinter diesem die Spitze des Monte Kavo mit dem weißen Kloster, das in die Ferne schimmert, und denselben Platz einnimmt, wo der Tempel des Jupiter Latialis stand, und das Bundesfest der Lateiner gefeiert wurde.

Zur Linken sehe ich die Sabinischen Berge — ich wende mich nun nach dem alten Tiburtinischen Thore — hier zwischen den Mauern ist ein so stiller Gang — ich sehe in der Ferne den Rücken der höchsten Berge mit sanften Krümmungen den Horizont bezeichnen.

Ich komme zu dem Tiburtinischen Thore — der hintere Bogen mit seinen Steinmassen aus den Zeiten des alten Roms, ist halb eingesunken — Diese Ueberbleibsel sind gleichsam die Signale der römischen Macht, und erwecken, wenn man sie siehet, lebhaft das Andenken von Roms Geschichte.

Alles, was ich hier um mich her erblicke, jene Gebirge in der Ferne, diese Tempel und Ruinen

in der Nähe, erhalten einen neuen Reiz für mich durch den Gedanken: daß ich nun bald aus diesen Gegenden scheiden werde; darum suche ich mir von dem was mich umgibt, ein bleibendes Bild einzuprägen, das Zeit und Entfernung nicht wieder auslöschen können.

Ich beschließe meine Abendwanderung, indem ich auf der mit Pinien und Cypressen bepflanzten Anhöhe in der Villa Negroni, noch des vollen Anblicks der Gegend um Rom genieße, und des herrlichen Schauspiels, wo die Berge im Widerschein der untersinkenden Sonne mit den mannichfaltigsten Farben spielen.

Rom, den 20. November.

Römische Polizei.

Wer aus einer Stadt hieher kömmt, wo eine strenge Polizei beobachtet wird, dem fällt es sehr sonderbar auf, daß man hier am hellen Tage mitten in der Stadt ein Pistol aus dem Fenster abfeuern darf.

Von Polizei findet hier nun wirklich gar keine Idee statt; ein jeder thut auf öffentlicher Straße, was ihm beliebt; und durch Zwang und Ordnung ist man wohl nicht leicht an einem Orte weniger eingeschränkt, als hier.

Die unzähligen Bettler bedienen sich denn auch insbesondere dieser Freiheit, die öffentlichen Straßen auf alle Weise zu ihrer Bequemlichkeit zu brauchen; welches denn freilich für die feine Welt keinen angenehmen Anblick giebt, und für feine Nasen kein Weihrauch ist.

Man duldet dieß aber und gewöhnt sich daran, weil man es nicht wagt, dem Armen, dem man alles genommen hat, auch noch die öffentlichen Straßen zu verweigern, die er sich zu seiner

Behausung und zu seiner Lagerstatt wählt, und also auch dasjenige hier verrichten muß, was man sonst nur in seiner Wohnung thut.

Aurora von Guido.

Die Aurora von Guido im Pallast Ruspigliosi, wo die tanzenden Stunden vor dem Wagen der Göttin den Lauf des Tages eröfnen, ist eines der reizendsten Gemählde, wo nur durch die Mühsamkeit des Betrachtens, so wie bei allen Deckengemählden, das Angenehme des Eindruckes zum Theil verhindert wird.

Am bequemsten macht man sich die Ansicht, wenn man sich ausgestreckt auf eine der Bänke legt, die unten in der Halle stehen. Der Anblick scheint in dieser Lage natürlicher, und die Wahl des Platzes für das Gemählde zweckmäßiger zu seyn, als wenn man es stehend, mit zurückgebogenem Halse, betrachten muß.

Man würde dieß herrliche Gemälde gewiß unter seinem Werthe schätzen; wenn man in der schönen und bedeutenden Allegorie auf die Morgenröthe seine vorzügliche Schönheit suchen wollte.

Das Allegorische ist hier gewiß sehr untergeordnet, und der Künstler hatte nicht sowohl den Zweck, durch sein Gemählde die Idee von der Morgenröthe zu erwecken, als vielmehr die Idee von der Morgenröthe ihm die Veranlassung zu der Zusammensetzung einer so schönen Gruppe gab, welche immer gefallen würde, wenn sie auch gar keine allegorische Bedeutung hätte.

Fortuna — von Guido.

Diese Fortuna mit dem fliegenden Haar, und den Spitzen der Zehen kaum die rollende Kugel berührend, ist an sich eine schöne mahlerische Figur, nicht, weil das Glück dadurch treffend bezeichnet und allegorisch dargestellt wird; denn diese Allegorie ist in mahlerischer Rücksicht gewiß nicht die Hauptsache.

Sondern weil diese Figur Harmonie und Uebereinstimmung in sich selbst hat. Das fliegende Haar, die rollende Kugel, der aufgehobene Fuß — alles dieses stimmt zu dem Eindruck des Ganzen überein, und diese Figur würde immer ihrer mahlerischen Stellung wegen gefallen, wenn man sich auch gar keine Allegorie dabei dächte.

Durch die bloßen allegorischen Figuren wird die Aufmerksamkeit in Rücksicht auf die schöne Kunst gestört und von der Hauptsache abgezogen: denn sobald eine schöne Figur noch etwas außer sich selber anzeigen und bedeuten soll, so nähert sie sich dadurch dem bloßen Symbol, bei dem es, so wie bei den Buchstaben, womit wir schreiben, auf Schönheit nicht vorzüglich ankömmt.

Das Kunstwerk hat alsdann seinen Zweck nicht mehr in sich selber, sondern schon mehr nach außen zu. — Das wahre Schöne bestehet aber eben darin, daß eine Sache bloß sich selbst bedeute, sich selbst bezeichne, sich selbst umfasse, und ein in sich vollendetes Ganze sey.

Ein Obelisk bedeutet — die Hieroglyphen daran bedeuten etwas nach außen zu, daß sie nicht selber sind, und erhalten bloß durch diese Bedeutung ihren Werth, weil sie sonst an sich selber ein müßiges Spielwerk wären.

Soll nun ein schönes Kunstwerk **bloß** deswegen da seyn, damit es etwas außer sich andeute, so wird es ja dadurch selbst gleichsam zur **Nebensache**. — Bei dem Schönen aber kommt es immer darauf an, daß es selbst Hauptsache sey —

Die Allegorie muß also, wo sie statt findet, immer nur untergeordnet, und mehr wie zufällig seyn; sie macht niemals das Wesentliche oder den eigentlichen Werth eines schönen Kunstwerks aus.

Unter allen allegorischen Figuren scheint mir die von der Gerechtigkeit mit Schwerdt und Wage und verbundenen Augen eine der abgeschmacktesten zu seyn.

In dieser Figur widerspricht ein Symbol dem andern, und nichts ist bei ihr in Bewegung; sie hebt blos das Schwerdt und die Wage in die Höhe und die verbundenen Augen machen sie noch unthätiger.

Der Gebrauch des Schwerdtes erfordert für sich allein eine eigene Körperstellung, wenn es nicht als ein unnöthiges Werkzeug in der Hand ruhen soll. Der Gebrauch der Wage erfordert wieder eine andere, von der vorigen ganz verschiedenen Stellung, wozu die verbundenen Augen auf keine Weise passen.

Die ganze Figur ist daher überladen, und steht von sich selbst erdrückt, wie eine todte Masse da. — Denn in ihr herrscht keine Uebereinstimmung, als blos in dem unsichtbaren Gedanken,

den sie ausdrücken soll, und der mit dem körperlichen nichts gemein hat.

Wenn auf die Weise die Allegorie der innern Schönheit einer Figur widerspricht, und dieselbe aufhebt, so scheint sie mir in den schönen Künsten ganz unzulässig, und hat nur den Werth einer Hieroglyphe, nicht aber eines Kunstwerks.

Rom, den 22. November.

Abbaten.

Von dieser Art Leute macht man sich auswärtig eine ganz falsche Vorstellung, wenn man sich Personen darunter denkt, die ein gewisses Amt bekleiden oder einen besondern Stand behaupten.

Alles heißt hier Abbate, was mit Mäntelchen und Kragen in Priestertracht einhergeht, und fast ein jeder geht so einher, der im Stande ist, sich diese Kleidung anzuschaffen; denn es bedarf keiner besondern Erlaubniß dazu.

Man könnte sagen, was in England ein Gentleman oder ein Mann von Stande heißt, das sey hier ein Abbate; ein Squire oder Baronet sey ein Prälat oder Monsignore; und ein Lord oder Pair des Reichs sey ein Kardinal.

Da der geistliche Stand hier einer der ehrenvollsten ist, so strebt auch ein jeder nach der Uniform desselben, wer auf den Nahmen eines feinen Mannes Anspruch macht.

Selbst Ehrenämter, die jemand bekleidet, verlieren sich in dem Abbatentitel, welcher für alles

gilt; so ist z. B. der Sohn meiner Wirthin in einem weltlichen Posten als Segretario beim Getreidewesen angestellt; Signore Abbate aber ist dem ohngeachtet sein Ehrentitel, und die schwarze Abbatenkleidung sein Ehrenschmuck.

Am allerabgeschmacktesten kleidet Jünglingen und Knaben die Abbatentracht; die blühende Farbe der Jugend schämet sich aus dieser schwarzen Hülle zu schimmern, aus der man so viel todtengelbe blasse Gesichter hervorblicken sieht.

Und doch sieht man hier fast alle Kinder, deren Eltern von Stande sind, und vorzüglich Fürstensöhne, wie Abbaten gekleidet; der Fürst Borghese macht eine Ausnahme; er selber trägt sich englisch, und seine beiden Söhne tragen Zöpfe und farbichte Kleider.

Am sonderbarsten nimmt es sich aus, wenn man eine Anzahl solcher zehen oder zwölfjährigen Abbaten Ball spielen, und sie in ihren geistlichen Habiten laufen und springen sieht.

Es scheint ein ordentlicher Widerspruch zwischen dieser steifen Kleidung und jugendlichen Spielen zu seyn; der Wuchs des Körpers und der Reiz seiner Bewegung sind dadurch entstellt; der jugendliche Muthwille verträgt sich nicht mit dieser ernsten

Priestertracht, und es kommt einem vor, als ob die unschuldige Freude unter diesem Gewande selbst zur Sünde würde.

Römische Reiterei.

Als ich mir durch einen Sturz mit dem Pferde den Arm zerbrochen hatte, so habe ich, wenn man mir sein Beileid bezeugen wollte, mehr wie hundertmal den Ausdruck gehört: ein gallopirendes Pferd sey ein offenes Grab! welches Sprichwort mir zum Beweise dient, wie weit die Pferdescheu der Italiäner geht.

Nichts nimmt sich lächerlicher aus, als wenn die päbstliche Garde zu Pferde paradirt, und die schwer bewafneten Männer mit Zittern und Beben den Umstehenden zurufen: guardatevi! guardatevi! denn weil sie sich eben so wie die Umstehenden vor der Wildheit ihrer Pferde fürchten, die sie nicht zu bändigen sich getrauen, so warnen sie aus Menschenfreundlichkeit einen jeden vor der drohenden Gefahr.

Die Prälaten, welche in dem Zuge des Pabstes mit violettnen Strümpfen auf Maulthieren reiten, haben alle ihre Bedienten zu Begleitern um sich her versammlet, damit das Thier wor-

auf sie angstvoll sitzen, nicht etwa aus seinem gravitätischen Schritt komme und einen gefährlichen Sprung thue.

Darum ist denn auch der sanftmüthige Esel das Roß, welches der Italiäner am liebsten reitet; denn wenn dieser gleich anfängt, ein wenig zu gallopiren, so ist doch das offene Grab nicht gleich da, sondern der Fuß des Reiters steht schon, wenn sein Thier unter ihm stürzt, mit festem Tritt auf dem Boden.

Diese Reiterei ist daher auch hier zu Lande nicht so wie anderwärts, mit Verachtung und Schande gebrandmarkt; sondern die Bequemlichkeit, welche dem Stolz vorgeht, achtet sich hier selber in ihrer Erniedrigung, und keiner sieht mit Spott auf den andern herab.

In eines Esels-Quersattel sitzt man wie auf einem Sessel; die Füße trippeln leise unter einem fort; man braucht sich um nichts zu bekümmern; der Treiber mit dem Stachel geht hinterher, und spornt von Zeit zu Zeit das träge Thierchen an, das seinen Lauf beschleunigt, da es ihm schwer wird, wider den Stachel zu lecken; wenn es ja stürzt, so setzt es einen mit den Füßen sanft zur Erde, und in einem Augenblick erheben Roß und Mann sich wieder.

Rom, den 24. November.

Die Bäder des Diokletian.

Unter den Ueberbleibseln von Bädern in Rom haben sich die Diokletianischen am vollständigsten erhalten. Man sieht noch deutlich den ganzen Umfang derselben; und es steht noch eine Anzahl von den innern Gebäuden derselben ganz erhalten bis ans Dach.

Merkwürdig ist die Bauart, daß man sich an die äußere Symmetrie nicht kehrte, sondern hoch und niedrig nebeneinander baute, so wie es das verschiedene Bedürfniß erforderte.

Man sieht daher niedrige Zimmer dicht neben hohen Sälen, und das Dach ist eben so abwechselnd hoch und niedrig, wie die inneren Zimmer. Dies giebt dem Aeußern des Gebäudes freilich ein ganz sonderbares Ansehen; es scheint aber, daß die Alten nicht so sehr darauf Rücksicht genommen haben, alles unter ein Dach zu bringen, sondern daß sie vielmehr ein Haus wie eine Sammlung von Wohnungen betrachtet haben, wovon jede für sich ein Ganzes ausmacht, und also auch ihr eignes Dach haben könnte.

Die Bäder des Diokletian sind von vierzig tausend Christen zu der Zeit der großen Christenverfolgung erbaut, welche den Diokletian endlich so sehr ermüdete, daß er lieber seine Regierung niederlegen, als noch länger eine zwecklose Grausamkeit ausüben wollte.

In dem Umfange dieser Bäder des Diokletian wohnen nun die Kartheusermönche, welche durch tägliche Kasteiung und selbstgewählte Leiden den Triumph über das besiegte Heidenthum feiern.

Die Mönche in diesem Kloster haben sich besonders durch eine außerordentliche Strenge gegen ihren Orden ausgezeichnet, so daß einige über unaufhörlichen Selbkasteiungen zuletzt ihren Verstand verlohren haben, weswegen denn endlich gegen diese übertriebene Heiligkeit vom Pabste selbst ein Verbot erfolgte.

Vier einsame Cypressenbäume mitten im Hofe des Kartheuserklosters, geben diesem Orte der stillen Trauer und Abgeschiedenheit ein so melancholisches Ansehen, daß man nicht ohne Wehmuth in diese Mauern tritt, welche so viele geweihte Opfer des Fanatismus umfassen.

Die Kartheuserkirche ist von Michel Angelo gebaut, und sein Geist leuchtet aus der großen An-

ordnung dieses majestätischen Gebäudes in allen seinen Theilen hervor.

Auf dem einsamen Platze der Diokletianischen Bäder liegt dieser Tempel, von außen wenig versprechend, aber beim Eintritt höchst überraschend, weil das Auge allenthalben unerwartete Erweiterungen und Vertiefungen bemerkt, so wie man vorwärts tritt.

Der erste Eindruck von diesem Tempel ist würklich weit lebhafter, als wenn man in die Peterskirche tritt. Michel Angelo hat nehmlich einen ungeheuern Saal von den Bädern des Diokletian zu diesem Gebäude auf eine solche Art benutzt, daß die Säulen, welche vormals das Gewölbe trugen, zum Theil auf ihrem alten Flecke stehn geblieben sind. Aus dieser Mischung des Alten mit dem Neuhinzugekommenen ist der sonderbar eigenthümliche Styl erwachsen, in welchem dies Gebäude errichtet ist.

Rom den 9. December.

Folgende goldene Worte der Freundschaft aus einem lateinischen Dichter schrieb ich vor einigen Tagen in das Denkbuch eines Freundes, der von hier abreiste:

Si tibi mens eadem, si nostri mutua cura est,
In quocunque loco Roma duobus erit.

Bleibt deine Freundschaft fest,
Und unverändert deine Treue,
So finden wir Rom an jeglichem Orte,
Und unter jedem Himmelsstriche wieder.

Bei meinem scheidenden Freunde ist dies doppelt wahr; wo das Schicksal uns irgendwo wieder zusammenführt, da werden wir auch Rom in unserm lebhaftesten Andenken wieder finden, und so manche Scenen, die wir hier durchlebten, werden in unserer Einbildungskraft wieder erwachen.

Jedes Denkmal des Alterthums, das wir mit unsern Gedanken wieder besuchen, wird uns an irgend eine angenehme Unterredung, an irgend einen angenehmen Gedankenwechsel wieder zurückerinnern; und unser zweijähriges Leben in Rom wird mit seinem ganzen Reichthum von Beobach-

tung und Genuß allenthalben wieder vor unsre Seele treten.

Gewiß können sich Freunde nicht fester an einander knüpfen, als durch die gemeinschaftliche Betrachtung desjenigen, was den Geist erhöhet und bildet, und für die Zukunft des Lebens eine bleibende Quelle von Vergnügungen wird.

Kapitolium.

Von dem Tarpejischen Felsen ist der Anblick auf die Stadt Rom vorzüglich schön. — Man sieht nehmlich gerade auf das Theater des Marcellus herunter, dessen Außenwände, ob es gleich inwendig verbauet ist, dennoch zum Theil ihre ehemalige Gestalt beibehalten haben.

Und aus der Masse von Häusern auf dem alten Marsfelde ragt die flache Kuppel des Pantheons hervor, so daß die Einbildungskraft von hier aus in dem alten Rom sich wieder findet.

So wie man den Gipfel des Tarpejischen Felsen ersteigt, sieht man den Palatinischen Hügel vor sich, und über diesen schimmert der schwarze Monte Cavo mit dem weissem Kloster auf seiner Spitze hervor.

Das Colosseum und der Friedenstempel zeigen sich in der Nähe. — Wenn man nun von dem Kapitolinischen Berge den steilen Weg herunter geht, so blickt man tief in die Höfe der Häuser hinein, die an den Felsen gebaut sind. —

Dieser Weg führt unten, wo man nach dem Theater des Marcellus geht, auf einen Thorweg, der ohngefähr den Fleck bezeichnet, wo das Thor der Karmenta war.

Copri miseria.

Ein Ueberrock heißt im Italiänischen Copri miseria — — Diese Benennung ist äußerst karakteristisch, und gleichsam ein Symbol der ganzen römischen Verfassung, die am füglichsten mit einem solchen prachtvollen und bebrämten Copri miseria verglichen werden kann, der eine schmutzige und zerrissene Lumpenkleidung deckt, die doch dem Körper einmal am nächsten ist, und bei aller äußern Pracht, demjenigen, der sie trägt, nothwendig unbehaglich seyn, und eine sehr widrige Empfindung verursachen muß.

Rom, den 12. December.

Martials Prophezeihung.

Als ich neulich in der verödeten Gegend von Rom wandelte, die ehemals die bevölkertste war, uud nun in Weingärten und grasbewachsene Plätze verwandelt ist, so las ich Martials Prophezeihung:

Wenn des Messala Felsenhaus nicht mehr seyn wird,
Und des Licinus Marmor zu Staub geworden ist,
So wird man mich noch lesen, und der Fremde
Nimmt meine Lieder mit zu seiner Väter Sitze *).

Nun ist keine Spur mehr von dem Felsenhause des Messala — der Marmor des Licinus ist zu Staub geworden — der Fremde kömmt hieher und liest den Dichter, und wandert, so wie ich es jetzt thue, mit ihm in der verödeten Stadt umher, um in seiner Gedanken Wiederschein die Trümmer der Vorzeit zu betrachten — —

*) Martial, lib. 8. ep. 3.

Rom, den 24. December.

Die modernen Thürmchen auf dem Pantheon.

Dem Baumeister fehlte es gewiß an Uebersicht eines großen Ganzen, der auf das Pantheon die beiden kleinen Thürmchen setzte, die für dieß herrliche Denkmal des Alterthums ein wahrer Schandfleck sind.

Der Geschmack fängt an zu sinken, wenn die Vorstellungskraft, gleichsam zusammengeschrumpft, und unfähig ein großes Ganze zu umfassen, zu den Verzierungen im Kleinen keinen Maasstab mehr behält, so daß diese, ehe man es gewahr wird, ins Uebertriebene und Kindische ausarten.

Wer mit Geschmack verzieren will, muß immer seinen Blick auf das Ganze heften, und den Begriff von den Gegenständen, die er zu verzieren hat nie aus den Augen verlieren.

Nirgends findet man häufiger Uebertreibungen architektonischer Zierathen als an Fenstern, welches offenbar daraus entsteht, wenn derjenige, welcher diese überladenen Verzierungen anbringt,

sein Augenmerk nicht sowohl auf das ganze Gebäude, als vielmehr auf das einzelne Fenster richtet, welches er nun an und für sich gleichsam wie ein Ganzes betrachtet, indem er mit kindischem Wohlgefallen das Gebäude seiner Verzierungen aufthürmt, und nun nicht aufhören kann, weil die Einbildungskraft keine Grenzen mehr kennt, sobald sie durch eine vernünftige Uebersicht des Ganzen nicht in Schranken gehalten wird.

Die sonderbaren und abentheuerlichen Ausschweifungen der gothischen Baukunst, scheinen vorzüglich in dieser Zügellosigkeit der Phantasie, ihren Grund zu haben.

Das Ganze, woraus eine solche Zusammenstellung von lauter einzelnen kleinen Ziergebäuden erwächst, flößt denn freilich beim ersten Anblick Erstaunen ein, weil es einer zusammengethürmten ungeheuern Masse ähnlich sieht — Die nachdenkende Vernunft aber weiß die einzelnen Bestandtheile nicht zu ordnen und zu erklären.

Sobald die Liebe zum Originellen in Originalsucht übergeht, so führt sie geradeswegs zum Abentheuerlichen und Ungeheuern, dem sie durch das Gesuchte und Sonderbare unaufhaltsam entgegeneilt.

Nachahmungssucht und Originalsucht, als ganz entgegengesetzte Dinge, scheinen dem ohngeachtet aus einer Quelle, aus dem Mangel an richtigem Selbstgefühl, zu entstehen.

Die Nachahmungssucht hascht, statt des wesentlichen Schönen, nur nach der fremden Individualität; die Originalsucht schließt mit der fremden Individualität zugleich eigensinnigerweise das würkliche allgemeine Schöne aus, welches unzertrennlich damit verknüpft ist.

Der edle wetteifernde Nachahmungstrieb steht zwischen der Nachahmungs- und Originalsucht in der Mitte, und kämpft mit beiden. — Wenn er siegt, so hebt sich der Geschmack einer Nation über das Kleinliche empor — unterliegt er aber, so verliert sich auch bald der Sinn für das große und einfache Schöne; man will nicht mehr gerührt, und im Innersten der Seele bewegt und erschüttert seyn, sondern gleich dem Kinde angaffend staunen.

Dies ist eine sichere Folge, wenn man mit leerem Eigendünkel alles aus sich selbst schöpfen will, oder mit gänzlicher Vernachläßigung seiner eigenen Schätze, nach allem was fremd ist, mit kindischer Bewunderung hascht.

Trastevere.

Diesen Nahmen führt jetzt der Theil von Rom, welcher am Fuße des Janikulus jenseits der Tiber liegt. — Die roheste Volksklasse hat hier ihren Wohnsitz — und es ist merkwürdig, daß dieß auch schon in dem alten Rom eben so war. —

Denn der Hausirer, welcher Schwefelhölzer verkaufte und gegen Glasscheiben umtauschte, hieß Transtiberinus, einer von den Einwohnern jenseit der Tiber, wo also schon damals das ärmste Volk, welches sich mit dem geringsten Erwerbe beschäftigte, gewöhnlich seinen Wohnplatz hatte.

Forum Palladium.

Hier wohnte Martials Verleger, der Freigelassene Sekundus, wie der Dichter selber im Anfange seines Buchs erzählt, damit der Käufer seiner Werke, gleich eine Anweisung habe, und nicht vergebens in der ganzen Stadt darnach fragen dürfe.

Wahrscheinlich muß also diese Gegend häufig von Gelehrten besucht worden, und vielleicht ein

Sammelplatz derselben gewesen seyn, worauf auch vermuthlich die Benennung von dem Forum der Minerva selber deutet. —

Jetzt giebt es wenige ansehnliche Häuser in diesen kleinen Straßen, welche größtentheils von armen und geringen Leuten bewohnt werden.

Rom, den 29 December.

Die Bäder der Livia.

Zu den Bädern der Livia steigt man einen dunkeln Gang hinab, und wird sehr angenehm überrascht, wenn man in die unterirdischen Kammern tritt, wo man die Mahlerei noch so frisch und schön auf den Wänden erblickt, als ob sie gestern erst aufgetragen wären.

Die Arabesken und Verzierungen mit Laubwerk und Vergoldung machen einen reizenden Anblick. Alles ist hier so klein, zierlich und nett, daß man den Schutthaufen und die Ruinen, worunter man sich befindet, ganz vergißt, und diese Badezimmer der vornehmsten Römerin, noch izt mit einer Art von Ehrfurcht betritt, welche jedes lebhaftere Andenken an die Vorzeit erweckt.

Man kömmt jezt zu diesem verborgenen Heiligthume durch einen ganz verwilderten Küchengarten, dessen Besitzer gegen eine Kleinigkeit die Fremden mit Fackeln oder Lichtern hinunter führt, und diesen Erwerb mit zu seinen Einkünften zählt.

Obgleich die Bäder des Titus viele Schätze des Alterthums enthalten, so sind doch diese Bäder der Livia, wegen ihrer Nettigkeit, vorzüglich merkwürdig.

Die Hütte des Romulus.

Am Fuße des Palatinischen Berges nach dem Kapitolium zu, stehet die Kirche des heiligen Theodor, welche ehemals ein dem Romulus gewidmeter Tempel war, worin die Wölfin von Bronze stand, die jetzt auf dem Kapitolium steht, und noch die Spuren von der Beschädigung durch den Bliß an sich trägt, welche als ein vorbedeutendes Zeichen zu der Ermordung des Julius Cäsar betrachtet wurde.

Der Tempel hat noch ganz seine alte Form, und vor der Thüre stehet noch ein steinerner Altar, worauf man Weihrauch streute, und worauf man izt die neuere Inschrift liest: daß dieser Tempel, der ehemals einem heidnischen Abgott gewidmet gewesen, nunmehr zu dem Dienste des wahren Gottes bestimmt, und dem heiligen Theodor geweihet sey.

In dieser Gegend war es auch, wo an einem Abhange des Hügels die Hütte des Romulus stand, die von Schilf und Rohr geflochten, immer mit denselben Materialien, woraus sie bestand, wieder ausgebessert, Jahrhunderte hindurch als ein Heiligthum erhalten wurde, und für die kommenden Geschlechter ein Gegenstand der Andacht und Verehrung war.

Rom, den 30. December.

Titian.

Raphael ist der hellste Spiegel der Seele — —

Michel Angelo hüllt sich in heiliges Dunkel —

Titian mahlt mit dem Finger der Morgenröthe — —

Es ist, als ob von dem sanften Schimmer, welcher den dämmernden Horizont erleuchtet, sich unmittelbar ein Strom durch seine Seele ergossen, und die Lichtgestalten unter seinem Pinsel hingezaubert habe — In den Titianschen Gemählden scheint bei ihrer Einfachheit, Zufälligkeit in der Darstellung, und Mangel an eigentlichen bestimmten Gedanken, alles übrige nur da zu seyn, um der ganz vollendeten lichten Oberfläche, die unmittelbar vor das Auge treten soll, zur Unterlage zu dienen.

Künstlerurtheil.

Man hört so häufig junge Künstler beim Anblick irgend eines großen Kunstwerks ausrufen: der Arm, die Hand, der Fus, ist verzeichnet! Und doch verfallen sie bald, ohne es zu wissen, in denselben Fehler, den sie bei andern wahrnehmen.

Dieß kann man sich aber sehr natürlich erklären: so lange man nehmlich bloß betrachtet, wird die Aufmerksamkeit nicht leicht zu sehr auf irgend einen Theil geheftet, sondern ist gleichsam los und entfesselt genug, um auf dem Ganzen umherzuschweifen, und mit Leichtigkeit die einzelnen Theile mit einander zu vergleichen —

Sobald nun aber irgend ein einzelner Theil des Körpers von dem Künstler nicht mehr bloß betrachtet, sondern wirklich dargestellt werden soll, wird die Aufmerksamkeit leicht zu sehr auf diesen Theil geheftet, eben weil nun die Betrachtung in Thätigkeit übergeht, und nicht mehr sich selbst gelassen bleibt.

Die Betrachtung muß aber nothwendig mit der Thätigkeit gleichen Schritt halten, wenn dem Künstler die Idee von dem Umfange seines Werks nicht selbst während der Arbeit unter den Händen entschlüpfen soll.

Moderner Schmuck antiker Säulen.

Den kirchlichen Zierrath von Decken, womit die Altäre geschmückt sind, sieht man allenthalben verbreitet.

Mit Gold umsäumte Purpurdecken hängen aus den Fenstern der Privathäuser herab, und kündigen ein Fest an, das in irgend einer Straße gefeiert wird.

Dieß giebt der Außenseite der Gebäude ein buntes komisches Ansehen; denn es ist nichts geschmackloser, als ein Schmuck von weichem Tuche auf dem harten Steine. Es ist als ob man eine Bildsäule anziehen wollte —

In der Karnevalszeit sieht man fast den ganzen Korso durch diesen kindischen Schmuck entstellt, und in den Kirchen sind die schönen antiken Marmor- und porphirnen Säulen an hohen Festen mit rothen Sammet umwunden, der mit goldnen Tressen besetzt ist, und von dem unbezahlbaren Stoff dieser kostbaren Ueberbleibsel des Alterthums schimmert keine Spur mehr durch.

Borromino.

Gewiß liegen die Grundsätze des Geschmacks eben sowohl im Verstande als im Gefühl. — Man glaubt zu fühlen, daß etwas schön ist; man fühlt es durch den Gedanken — Darum läßt sich wohl über den Geschmack reden —

Die Schweifungen und Krümmungen an einem Gebäude sind deswegen nicht schön, weil sie mit dem Begriff des Gebäudes nicht übereinstimmend sind, wo das auf den Säulen ruhende Gebälk in gerader Richtung liegt.

Es ist nicht sowohl das Auge, welches durch die krummen Linien in der Baukunst beleidigt wird, als vielmehr der Verstand — Die Wellenlinie ist nicht an sich schön, sondern wegen des Begriffs von Bewegung, wo derselbe damit verknüpft ist.

Ein Weg, der sich hinschlängelt, ein Fluß, der sich hinschlängelt, sind deswegen reizende poetische Bilder, weil die Krümmungen mit dem Begriff der Bewegung harmonisch sind, der bei Weg und Fluß der herrschende ist.

Eben deswegen sind auch die Wellenlinien bei den thierischen Körpern schön, weil hier der Begriff der Bewegung der herrschende ist. — Bei den Pflanzen würden sie schon nicht so schön seyn, denn da herrscht der Begriff des Feststehens.

Bei den Gebäuden ist der Begriff des Feststehens ganz der herrschende — und die Wellenlinie ist mit diesem Begriff ganz disharmonisch.

Bei dem Schiffe hingegen ist die krumme Linie schön, weil sie mit dem Begriffe von Bewegung

harmonirt, der bei einem Schiffe der Hauptbegriff ist.

Die widrigste Gestalt eines Kahns würde die von einem Troge seyn — an welchem der Begriff von Beweglichkeit durch nichts bezeichnet würde.

Bei Stühlen, Tischen, wo der Begriff des Feststehens der herrschende ist, ist daher auch die Wellenlinie immer schlecht angebracht. — Wo sie die Alten anbrachten, da verknüpften sie sie mit der Thiergestalt. — Das Tischblatt wurde von einem Greif oder Centaur emporgetragen. — Der Stuhl stützte sich auf Bärenfüße. — — Der verbesserte Geschmack in Mobilien hat sich auch damit angefangen, daß man die krumme Linie mit der geraden vertauschte.

Rom, den 9. Januar 1788.

Der Borghesische Fechter.

Er steht in seinem Vertheidigungsstande fest wie ein Fels — fest wie der Stein, aus dem er gebildet ist —

Und doch spiegelt sich in jeder Muskel die von der innern wollenden Kraft beseelte leichte Beweglichkeit des Körpers nach allen Seiten zu.

Jede Muskel in dem linken Schenkel flieht zurück, während daß der ganze Oberleib sich vorwärts biegt —

Die linke Hälfte entzieht sich dem feindlichen Angriff in demselben Augenblick, wo sie ihm entgegen strebt — es ist die feste Richtung in der vorwärts gebogenen schrägen Linie, die sich zu gleicher Zeit vordrängt und zurückzieht —

Gerade so weit als der Körper nach oben zu vorwärts streben will, muß er mit dem einen Fuße nach unten zu rückwärts streben, um sich im Gleichgewicht zu erhalten —

Entgegengesetzte Bestrebungen begegnen sich hier in einem Punkte —

Der Fuß tritt vor, so wie der Arm zurückstrebt — die Vertheidigung ist das erste, der Angriff ist das zweite — die Vertheidigung deckt den Angriff, der sich unter ihr hervordrängt. — Es sind die mannichfaltigen Evolutionen eines Heeres, die hier in dem Muskelspiel eines einzelnen Körpers sich zusammendrängen.

Haus des Nero.

Nicht weit vom Triumphbogen des Titus stand der ungeheure Sonnenkoloß, hundert und zwanzig Fuß hoch, an dem Eingange in das Haus des Nero.

Auf dieser Bildsäule prangte Neros Kopf, den Vespasian herunter schlagen ließ und das mit Strahlen umgebene Haupt des Sonnengottes an dessen Stelle setzte. — Jede der goldenen Strahlen, welche dieß Haupt umgaben, war drei und zwanzig Fuß lang.

So prahlerisch das Werk war, so prahlerisch wurde es auch von dem Dichter jener Zeit gepriesen.

Der Tag beleuchtet nichts prächtigers auf dem ganzen Erdkreis,
Roms sieben Hügel scheinen hier aufgethürmt;
Der Ossa trug den Pelion nicht so hoch empor;

Der Himmel muß dem Pallaste weichen,
Der Pallast aber weicht dem Herrscher, der ihn bewohnt —

Pallast.

Eine der sonderbarsten Wortwanderungen ist wohl die Benennung Pallast von dem alten Palatinum — wenn man erwägt, wie Palatium von Pallas, dem Großvater des Evander, seine Benennung herschreibt; und wie dieser Evander, vier hundert Jahre vor Roms Erbauung in diese Gegend kam, weil er eines Mordes wegen aus Arkadien flüchtig werden mußte, und das Dorf, welches er auf dem ersten Hügel des nachmaligen Roms erbaute, Palanium nannte, und daß eben dieser Hügel nachher unter dem Nahmen des Palatium der stolze Sitz der Kaiser Roms wurde, wo das goldne Haus des Nero stand; und daß nun ein jedes Prachtgebäude Pallast heißt, und dieser Nahme eigentlich von einem kleinen griechischen Kolonisten-Dörfchen seinen ältesten Ursprung hat.

Rom, den 10. Januar.

Palatinischer Berg.

Eine moderne Mauer, mit welcher der Palatinische Berg auf der Seite des Kampo Vaccino eingefaßt ist, theilt ihn ordentlich ab, und erweckt die Idee von der alten Roma quadrata.

In der Gegend, wo die drei Säulen vom Tempel des Jupiter Stator, und die Kirche der Maria Liberatrice steht, woran dem Fuße des Berges das Luperkal, oder die Grotte, welche Evander vierhundert Jahre vor Roms Erbauung dem Pan weihte, dem zu Ehren hier die Luperkalien, als das älteste Hirtenfest, gefeiert wurden.

Hier war es, wo nach einer alten Sage, die Wölfin den Romulus und Remus säugte. Was Wunder, daß dieser Fleck den Römern heilig war! Denn es kann wohl nicht leicht einen lebhaftern Kontrast geben, als in der Vorstellung von einem so zarten Keime, woraus ein so mächtiger Baum erwächst.

Ganz gewiß haben diese Volkssagen, die von einer Menschenzeugung zur andern mündlich übertragen, und auf jede Nachkommenschaft vererbt wurden, mehr Einfluß, als man glaubt, auf den Muth und die Vaterlandsliebe des Volks gehabt, das durch so viele merkwürdige Erinnerungen aus der Vorzeit, auf den Fleck, wo es lebte und webte, immer mehr befestigt wurde.

Die Geschichte dieses Hügels stellt sich einem gleichsam anschaulich dar, wenn man ihn in seiner gegenwärtigen Gestalt betrachtet.

Die verwachsenen Gebüsche in dem vernachlässigten Garten der Farnesischen Villa, erinnern an die Zeiten, als dieser Hügel lange vor Roms Erbauung unter dem Evander von Hirten bewohnt wurde.

Die stolzen Ruinen von dem Pallaste der Kaiser lassen uns in die Zeit zurückblicken, wo die Pracht und Verschwendung Roms auf den höchsten Gipfel gestiegen war; als Nero sein goldnes Haus vom Palatinischen bis zum Esquilinischen Hügel ausdehnte, und einen großen Theil der Stadt mit seinem Pallaste einnahm, der an Ueppigkeit, alles in sich vereinigte, was aus dem Ge-

biete der Phantasie nur irgend wirklich gemacht werden kann.

Und richtet man dann wieder einen Blick auf das Kapuzinerkloster, was neben den Ruinen steht, so stellt sich einem der ganze Zeitraum dar, wo über den eingesunkenen Triumphbögen und Ehrendenkmälern der Vorzeit das Kreuz triumphirend aufgepflanzt ist, und der päbstliche Stuhl auf den zertrümmerten Säulen der alten Monarchie steht.

Auf dem Estrich des zertrümmerten Kaiserpallastes versammlen sich zum öftern die Mahler, und zeichnen von hier aus die umherliegenden Ruinen. —

Wenn man über den Cirkus Maximus, der jetzt zu lauter kleinen Gartenbeeten umgewandelt ist, nach dem einsamen Aventin, mit seinem Kloster hinübersieht, so ist es einem oft, als ob man in die graue Vorzeit blickte, wo diese beiden Hügel noch unbebaut waren, und Romulus auf diesem, und Remus auf jenem saß, um den Flug der Vögel zu beobachten, die entscheiden mußten, auf welchen von diesen beiden Hügeln die neu zu errichtende Stadt erbaut, und nach wessen Nahmen sie benannt werden sollte.

Gerade so öde und einsam, wie diese Gegend damals mag gewesen seyn, sieht sie jetzt beinahe wieder aus, nachdem seit jenem Zeitpunkte ein paar Jahrtausende verflossen sind, und von jenen Begebenheiten nur noch ein Gewebe von Fabeln, wie ein schwaches Traumbild in dem Andenken der Menschen zurück geblieben ist.

Mögen alle jene Volkssagen in Ansehung ihrer historischen Richtigkeit, noch so wenig Glauben verdienen, so sind sie doch selbst als bloße Volkssagen höchst merkwürdig, weil sie schon von der frühesten Kindheit an, den Patriotismus nährten, worauf der Römer Muth sich stützte, und ihre immer wachsende Macht sich gründete.

Die Verehrung für das Alterthum gieng auch bei den alten Römern schon so weit, daß es nicht zu verwundern ist, wenn sich selbst itzt noch ein schwacher Schatten davon erhalten hat, und nach so viel Jahrhunderten, und einer solchen Reihe von Veränderungen, auf diesem Schauplatze dennoch das Andenken an die alleraltesten Ereignisse noch nicht erloschen ist; und das in dem christlichen Rom das alte heidnische sich noch immer wieder empordrängt.

Es giebt auch gewiß keinen Fleck auf der Welt, wo sich mehr Ueberreste aus dem Alterthume zusammendrängten, als hier, und von dem zugleich noch so viel aufgezeichnete Geschichte vorhanden ist, wodurch diese Ueberreste sich erklären.

Volksspeisewirthe.

Sie haben ihre Speisebude und ihre Küche darneben, mitten auf der öffentlichen Straße, wo sie den Vorübergehenden mit warmen Gerichten aufwarten, welche gewöhnlich aus Makaroni, Wurst oder Leber, und gebratenen Kastanien zum Nachtisch, bestehen.

Neben der Bude auf der Straße steht ein kleiner Ofen, wo gekocht wird, und der Dampf steigt von den Speisen auf, welches an die Fumantia Tomacla erinnert, welche schon bei den alten Römern der heisre Koch auf den Straßen feil bot.

Die Gäste setzen sich hier freilich nicht zur Tafel, sondern verzehren im Stehen ihre Mahlzeit, welche so äußerst wohlfeil ist, daß einer der hier auf der Straße speisen wollte, mit einigen Dreiern seine Oekonomie den Tag über bestreiten könnte.

Mittägliche Wanderung in Rom.

Wir gehen über den Tarpejischen Felsen aus der alten Porta Karmenta nach dem Theater des Marcellus. — Unten in der Grotte dieses ungeheuern Gebäudes haben sich Garköche und Krämer eingenistet. —

In einer solchen Höhle unter dem Theater des Marcellus aßen wir zu Mittage. — Dann machten wir mit wenigen Schritten eine Wallfahrt nach der Insel des Aeskulap — wir stiegen an die Tiber zu den Schiffmühlen hinunter, wo durch den Bogen der Brücke die Häuser am Ufer der Tiber einen mahlerischen Prospekt geben.

Nun kehren wir zurück, und kommen vor Pilatus Hause, dem Tempel der Fortuna Virilis und dem uralten Tempel der Vesta am Ufer der Tiber vorbei. —

Wir verfolgen zwischen den Scheunen den alten palatinischen Weg, und kommen durch den Janusbogen, wo die Wechsler ihre Tische hatten. —

Von hieraus geht unser Weg vor dem Tempel des Romulus vorbei, durch das Forum Transitorium auf den Korso oder die alte Via lata. —

Auf dem Arko erholen wir uns von unsrer Wanderung und erfrischen uns mit Gefrornem; hier finden wir auch einen Libertus, einen Kammerdiener des Kardinal Albani, der unter der jetzigen Regierung in Rom eine wichtige Rolle spielt, und immer, wenn er ausgeht, eine Anzahl Klienten um sich her hat, die sich um seine Gunst und seinen Schutz bewerben. —

Rom, den 20 Januar.

Ein Grabmal am Ufer des Anio.

So oft ich nach Tivoli gereist bin, hat mir das Grabmal des Plautius am Ufer des Anio einen reizenden Anblick gewährt.

Es ist eine schöne Idee, am Ufer eines Flusses, der sich sanft durch die Wiesen hinschlängelt, und des Lebens schnelle Flucht bezeichnet, sich ein Grabmal zu bauen.

Auch hat die runde Form der alten Gebäude etwas sehr Feierliches und Ehrwürdiges — man sieht in dieser Ründung die letzte einfache Behausung vor sich, die alle Wünsche und Hoffnungen der Sterblichen einschließt.

Die Familie des Plautius hatte hier auch ein Landgut, und eine Inschrift auf dem Grabmal bezeichnet eine kleine Anzahl Jahre, die Plautius, nachdem er sich den öffentlichen Geschäften entzogen hatte, hier verlebte, und die er als die Zahl seiner eigentlichen Lebensjahre rechnet.

Die Pinie.

Die Pinie, welche der Göttin Cybele heilig war, hat unter den hiesigen Bäumen, mit ihrem königlichen Wuchs ein vorzüglich majestätisches Ansehen. Eine Art von Dach oder Sonnenschirm, den sie an ihrer Krone bildet, ist so schön geründet, daß man beim ersten Anblick glauben sollte, die Kunst habe ihn beschnitten, da doch die Natur selber ihm diese bestimmte Form gegeben hat.

Diese Pinienbäume geben einer Gegend, wo sie stehen, allemal ein romantisches feierliches Ansehen; es ist keine solche Verwickelung von Aesten und Zweigen, wie bei den übrigen Bäumen, sondern der Stamm schießt gerade und nackt in die Höhe, und an seinem äußersten Gipfel finden sich erst Aeste und Zweige mit ihren dunkelgrünen Spitzen um ihn her.

Die Pinienfrucht selber macht einen schönen Anblick, und der Pinienapfel war bei den Alten eine beliebte Verzierung. Auf der Spitze von dem Grabmal des Hadrian stand ein ungeheurer Pinienapfel von Bronze, welcher diesem Gebäude zum Schluß diente, und jetzt in dem Garten des Vatikans aufbewahrt wird.

Martial führt die Pinienäpfel, welche er seinem Freunde zum Geschenk übersendet, redend ein:

Poma sumus Cybeles, *)

Wir sind Cybelens Aepfel.

Gelübde der alten und neuen Römer.

Um die wunderthätigen Bilder in den Kirchen sieht man kleine Silberbleche angeheftet, welche die Gestalt von Herzen, Armen oder Beinen haben, nachdem man von einer Krankheit, oder an irgend einem Gliede von einem Uebel oder Schmerz, durch die Anrufung der Kraft in dem wunderthätigen Bilde, befreit zu seyn glaubt.

Dieser Gebrauch erinnert an die Gelübde der Alten, welche sie den Göttern thaten, denen sie für irgend eine erwiesene Wohlthat Tempel, Altäre und Statüen errichteten, oder öffentliche Spiele ihnen zu Ehren anstellten.

Die Gelübde wurden auf eine Tafel geschrieben, und im Tempel aufbewahrt; wenn die Bitte, weswegen man das Gelübde gethan hatte, erfüllt war, so hieng man eine andre Tafel auf, welche

*) L. 13. ep. 25.

die Erzählung von der Gewährung der Bitte mit dem gethanen Gelübde zugleich enthielt.

Unter der unzähligen Menge kleiner Altäre, die man aufgegraben hat, findet man die größte Anzahl mit den Worten bezeichnet: ex voto posuit (zur Bezahlung eines Gelübdes geweiht.)

Die von den Feinden erbeuteten Waffen wurden in den Tempeln der Götter aufgehangen, so wie man noch itzt in der Kirche Ara Cöli, da wo der Tempel des Jupiter Feretrius stand, die von den Türken erbeuteten Fahnen sieht.

Unter den religiösen Gebräuchen der Alten nahmen sich ihre Gelübde vorzüglich schön aus. — Gemeine Soldaten weihten ihren Haus- und Schutzgöttern nach zurückgelegten Dienstjahren ihre siegreichen Waffen. — Die Fechter, wenn sie vor Alter und Mangel an Kräften ihre Beschäftigung aufgaben, hingen ihre Waffen in dem Tempel des Herkules auf.

Die Jäger zierten mit ihren Trophäen den Tempel der Diana. — Wenn die Knaben ihre Kinderjahre zurückgelegt hatten, so widmeten sie dem Apollo ihr abgeschnittenes Haar, das in einer silbernen oder goldnen Schachtel, worauf der

Nahme des Jünglings eingegraben war, zum Geschenk in den Tempel verehrt wurde.

Junge Mädchen widmeten, wenn sie mannbar geworden waren, ihre Puppen und Spielzeug, und auch den Gürtel von ihrem Busen, der Venus.

Durch dies alles erhielten die religiösen Gebräuche ein mannichfaltiges Interesse für das wirkliche Leben, in welches sie allenthalben verflochten und verwebt waren.

Es herrschte keinesweges Einförmigkeit, sondern jeder Stand und jedes Alter hatte seinen angewiesenen Platz, und die religiösen Scenen waren eben so unterhaltend und abwechselnd wie die Scenen des Lebens.

Die Bäder des Titus.

Die Ruinen von den Bädern des Titus liegen auf dem Esquilinischen Berge, in einer einsamen Gegend mit Weinbergen umgeben. — Ihr Bau wurde in kurzer Zeit vollendet, weswegen sie auch Martial velocia munera nennt; und dennoch trotzen ihre Mauern nach anderthalb tausend Jahren noch der zerstörenden Zeit.

Den ganzen Esquilinischen Berg nahm das Zubehör von dem Hause des Nero ein — Hier ließ er Rom wegbrennen, um einsame Gegenden (solitudines) zu haben; und die abgebrannten Römer waren nun genöthigt, von den Hügeln ins Marsfeld hinab zu ziehen, und die Ebne mit Häusern zu bebauen, die sonst nur zu den öffentlichen Versammlungen und Musterungen des Volks bestimmt war.

Der menschenfreundliche Titus ließ auf dem Esquilinischen Hügel, den Nero verwüstet hatte, diese prächtigen Bäder für das Volk erbauen, in deren unterirrdischen Gängen man noch itzt die Schätze alter Kunst in den erhaltenen Verzierungen aufsucht.

Viele tausend Hände der Gefangenen, die an diesem erstaunlichen Werke beschäftigt waren, vollendeten es in sehr kurzer Zeit, worauf der Dichter deutet, wenn er diese Bäder velocia munera nennt, in einem seiner Sinngedichte, wo er die Tyrannei des Nero anklagt:

„Hier, wo wir jetzt die Bäder des Titus, ein „frisch entstandenes Werk, bewundern, hier hatte „der stolze Kaiserhof alle Einwohner ihres Ob„dachs beraubt.“

Wenn man auf diese Ruinen steigt, so kann man ganz Rom übersehen, und sich lebhaft denken, wie Nero auf diesem Hügel, von seiner hohen Warte, die Stadt in Flammen sahe, und dazu die Zerstörung von Troja sang.

Es giebt aber noch itzt ein Schauspiel in Rom, wodurch jene Idee noch lebhafter erneuert wird.

Man zündet nehmlich am Abend vor dem Österfeste auf den Straßen und Plätzen Roms eine solche Menge von Pechtonnen an, daß die ganze Stadt, wie in Rauch und Flammen erscheint; und wenn man nun von einer Anhöhe hinunter blickt, und sieht die stolzen Palläste mit Ruinen untermischt, die Säulen des Trajan und Antonin, und Kuppeln und Thürme, aus Rauch und Flammen emporragen, so macht das einen Eindruck ohne Gleichen. —

Der Frevelsteig.

Hinter dem Friedenstempel ist ein Aufgang auf den Esquilinischen Berg, in der Gegend, wo die Tochter über den Leichnam ihres ermordeten Vaters hinwegfuhr, und mit seinem Blute die Räder ihres Wagens benetzte, weswegen man diesen Aufgang den Frevelsteig (vicus sceleratus) nannte.

Bei diesem Aufgange stellt sich das Kolossäum in seiner ganzen Pracht dar, weil man nehmlich die Seite desselben wahrnimmt, die noch nicht zerstört ist, und weil sich von dieser Anhöhe der ganze Umriß dieses Gebäudes in dem Auge abbildet.

Hier oben wohnte der jüngere Plinius, an welchen Martial ein Buch seiner Epigrammen mit einer artigen Dedication schickte, in welcher er seinem Buche die Gegend beschreibt, wo Plinius wohnte, und unter andern auch auf die Aussicht nach dem Kolossäum aufmerksam macht, auf dessen Gipfel man den Orpheus und die staunenden Thiere abgebildet sahe, welche auf die Töne seiner Lieder horchen; man sieht also hieraus, wie das Kolossäum ehemals verziert war.

Engländer und Deutsche in Italien.

Von der Pracht und dem Reichthume der Engländer haben die Italiäner einen großen Begriff, welches schon der Ausdruck beweist, daß man jemanden sagt, er sey a Milordo (wie ein Lord) gekleidet, wenn man bezeichnen will, daß er sehr prächtig gekleidet sey.

Am meisten fällt es den Italiänern auf, wenn die verheiratheten Englischen Bischöffe mit ihren Familien hieher kommen. Der Sohn oder die Tochter eines Vescovo scheint ihnen ein Widerspruch zu seyn, weil so etwas nach römischkatholischen Religionsbegriffen ganz unerhört ist.

Nächst den Engländern sind unter den Italiänern die Deutschen noch am beliebtesten, ob sich gleich der gemeine Italiäner viel klüger dünkt wie irgend einer von dieser Nation, die in dem vorzüglichen Ruf der Ehrlichkeit, nicht aber der Klugheit und Feinheit, steht.

Diese lezte Eigenschaft aber ist einmal der größte Stolz des Italiäners, der lieber auf die gute Meinung von seinem Herzen, als auf die von seinem Kopfe Verzicht thut, und es für sein schändlichstes Vergehen hält, sich dupiren oder minchioniren zu lassen; weswegen denn auch ein Minchione, oder Einfaltspinsel, der sich übertölpeln und überlisten läßt, bei dieser Nation der hassenswürdigste Schimpfname ist, vor dem ein jeder sich zu hüten sucht.

Rom, den 9. Januar 1788.

Raphael.

Parnaß.

Daß der Mahler die Dichter kannte, sieht man aus ihrer schönen Zusammenfügung in diesem Gemählde.

Homer, Virgil und Dante mit der Sappho, auf der einen, Horaz und Pindar auf der andern Seite.

Dante, der sich dankbar an seinen Virgil anschließt, dessen Genius den seinigen erwärmte und beflügelte.

Horaz, der mit Bewunderung auf seines Pindars Töne horcht, die er zuerst in die Sprache Roms nachahmend übertrug —

In der Mitte Gott Apollo von den Musen umgeben.

Auch hat der Mahler seinen Werth empfunden; er hat sich selber im Bilde dargestellt, und tritt mit seiner sanften Miene und stillem bescheidnen Blick den ersten Dichtern an die Seite.

Die Schule von Athen.

In der Mitte auf erhabenen Stufen stehen Aristoteles und Plato, und unterreden sich mit ihren Schülern.

Auf der einen Seite ist Sokrates mit dem jüngern Alcibiades im Gespräch begriffen, und es ist ein schöner Gedanke des Mahlers, wie er sich den herablassenden Philosophen darstellt, indem er, an den Fingern zählend, die Wahrheiten, die er vorträgt, seinen Zuhörern anschaulich macht.

Pythagoras schreibt auf eine Tafel — Diogenes liegt in nachlässiger Stellung sorgenlos auf den Stufen des Gebäudes hingestreckt.

Unter dem Archimedes, welcher gebückt ein Sechseck beschreibt, hat Raphael den berühmten Baumeister Bramante abgebildet, und auf diese Weise seinem Freunde ein bleibendes Denkmal gestiftet.

Der knieende Jüngling, welcher die Figur seinem Freunde zeigt, und in dessen Blicke sich die innere Aufmerksamkeit der Seele, und das aufgehende Licht der Gedanken mit dem lebhaftesten Ausdrucke spiegelt, ist vorzüglich schön; in den übrigen jugendlichen Köpfen sind die Abstufungen der

Aufmerksamkeit und des Nachdenkens bewunderns=
würdig dargestellt.

Die Feuersbrunst.

Der Pabst auf dem Balkon, von welchem er dem Volke den Segen ertheilet, hemmt mit sei=
nem Segenspruch die Flammen — Das Wunder aber ereignet sich im Hintergrunde — vorn herrscht noch das Gewühl und die Angst, welche der Kunst einen reichen Stoff giebt.

Weiber mit Gefäßen zum Löschen, deren Ge=
wand im Sturmwinde flattert; Mütter mit ihren Kindern, die mit ausgebreiteten Armen um Hülfe und Rettung flehen; ein nackender Mann, der sich mit den Händen an die Mauer klammert; woran er sich herunter läßt, um der drohenden Ge=
fahr zu entgehen; ein Sohn, der seinen Vater, wie Aeneas den Anchises, auf seinem Rücken durch die Flammen trägt. —

Die Holländische Schule.

Die Holländische Schule hat gesucht, die ge=
meine Natur so vollkommen als möglich durch Zeich=

tung und Farbe zu erreichen. Ihre Kompositionen aber sind eigentlich nie ein Ganzes, so daß man oft mehrere ihrer Gemählde, unbeschadet des Eindrucks, in einen Rahmen zusammenfassen könnte.

Sie stellen das Leben dar, wie es ist, in seinen frohen Aeußerungen, hüpfenden Bewegungen, und gröbern sinnlichen Genuß. — Den gewöhnliche Kreislauf des Menschenlebens, aber nichts, wodurch die Menschheit sich erhebt.

Kraft des Gemähldes.

Dem fliehenden Momente Dauer zu geben, und das zum Eigenthume der Menschheit zu machen, was sonst mit dem schwindenden Zeitalter auf ewig entflieht, dieser Zweck wird freilich schon durch die Schauspielkunst erreicht. —

Allein die Mahlerei hat das Eigenthümliche, daß sie die bloße Sichtbarkeit der Dinge von ihrer Körperlichkeit absondert, und aus dieser abgelösten Sichtbarkeit ein zartes Gewebe bildet, das sich am meisten dem Gewebe der Ideen nähert, welches in der Seele schlummert.

Sie hat einen Zauberkreis um sich her gezogen, wodurch sie sich auf das Gebiet eines einzigen Sinnes beschränkt, durch den sie mit Macht in die Seele dringt. — —

Das Auge vernimmt gleichsam die Töne, die sonst das Ohr erschüttern, und gleitet fühlend auf der schönen Oberfläche hin, die sonst durch Berührung merkbar wird.

Auf den Sinn des Gefühls arbeitet doch alles hin, und dieser Sinn erhält durch das Gemählde eine Befriedigung, die durch nichts gestört wird, und in ihrer Art ganz und vollendet ist. —

Porta del Popolo.

Martial besang dieses Thor, als einst dem Domitian hier ein Triumphbogen errichtet war:

Dieses Thor ist deiner Triumphe würdig;
Dieser Eingang ziemt einer Friedensstadt. *)

Dies letzte paßt also jezt recht eigentlich auf Rom. Hier, wo so oft kriegerische Legionen ihren Einzug hielten, wird nun mit der Einführung der Gesandten ein prunkvolles Possenspiel getrieben,

*) Martial L. 8. Ep. 42.

Alljährlich zieht nehmlich der venetianische Gesandte mit großer Pracht, und in Begleitung einer Menge von Equipagen in dieses Thor hinein; aus welchem er nur auf einige Stunden hinausfährt, um diesen feierlichen Einzug zu halten.

Deswegen pflegt auch das Volk auf den Straßen den Leuten des Gesandten lachend zuzurufen: ben tornato! welches so viel sagen will, als: Glück zur Wiederkunft! oder: willkommen von der Reise!

Rom, den 12. Januar.

Signatur des Schönen.

(bei der Betrachtung des Apollo von Belvedere.)

Ist nicht alles in der Natur voller Bedeutung, und ist nicht alles Zeichen von etwas Größern, das in ihm sich offenbaret?

Ist nicht die Frucht, noch ausserdem, daß sie für sich selbst besteht, zugleich für den nachdenkenden und forschenden Verstand, ein Zeichen von dem ganzen innern Wuchs des Baumes, an dem sie reift, und von der geheimen Verwandschaft der Pflanze, mit der verschiedensten Bildung der umgebenden Welt?

Ist nicht der zarte Finger, noch außer seiner besondern Bestimmung, ein Zeichen von der Geschmeidigkeit und Biegsamkeit des ganzen Körpers, an dem er befindlich ist? Die Hand ein Zeichen von der alles ergreifenden und in sich fassenden Kraft der menschlichen Organisation? Der Arm ein Zeichen von der Stämmung bei der Biegsamkeit, wodurch der ganze Körper nach Gefallen sich bückt und aufrecht erhält?

Lesen wir nicht in jedem kleinen Theile des Gebildeten die Spuren des Größern, das sich darin abdrückt? — Auf die Weise wird alles, was uns umgiebt, zum Zeichen; es wird bedeutend, es wird zur Sprache. —

Da wir selbst nichts höheres, als die Sprache, besitzen, wodurch sich unsre denkende Kraft, als der edelste Theil unsers Wesens, offenbart, so stellen wir das Schöne am höchsten hinauf, wenn wir sagen, daß es gleichsam durch eine höhere Sprache zu uns redet.

Rang des Schönen.

Nichts Reelles, wodurch irgend eine menschliche Kraft entwickelt wird, und zu einem höhern Grade von Vollkommenheit aufwärts strebt, ist doch eigentlich entbehrlich oder überflüssig — und man gewinnt sicher dabei, wenn man dem Schönen immer den Vorrang läßt. — Denn eben so gut, wie man sagen kann, die schönen Künste sind dazu, um edle Thaten zu verewigen; eben so kann man auch sagen: edle Thaten der Menschen sind dazu, um durch die schönen Künste gleichsam ihre höchste Vollendung zu erhalten, indem sie eben da-

durch erst ein Eigenthum der Menschheit auf kommende Geschlechter werden!

Denn eins ist doch immer um des andern willen, und nichts ist eigentlich ganz und unbedingt untergeordnet — dasjenige aber, wodurch in den menschlichen Dingen das Fliehende bleibend gemacht wird, hat immer einen vorzüglichen Werth, um den Geist hinaufzustimmen, oder ihm das Hinaufstreben immer angelegentlicher zu machen. —

Die Schlange nagt an ihrem Schweife.

Aus der Mischung von Licht und Schatten entsteht der schönste Reiz der Farben. —

Da wo die Liebe den Haß aufnimmt, entstehen die sanftesten Gefühle der Großmuth des Verzeihens, die ohne diesen Kreislauf nicht entstanden wären. —

Das Helldunkel der Abendröthe ist schöner als der Glanz des Tages. —

Die Freude selbst bricht nicht eher in wonnevolle Thränen aus, als auf dem Punkte, wo sie

mit der Traurigkeit sich vermählt, und die Erinnerung an vergangene Leiden in ihren Schooß aufnimmt.

So bilden Wärme und Kälte durch ihr geheimnißvolles Band das Leben. —

Wenn Virginius seine Tochter ermordet, um sie der Schande zu entziehen, so treffen Grausamkeit und Mitleid in einem Punkte zusammen, und bilden eben durch dies Aneinandergrenzen des Entgegengesetzten das höchste tragische Schöne.

Das Mitleid hebt nicht die Grausamkeit, und diese hebt nicht jenes auf, sondern beide finden in einem und demselben empfindenden Wesen neben einander Platz, und wir stehen mit erstaunter Seele vor der furchtbaren Erscheinung da. —

Kapitolium.

Hier war es, wo nach des Dichters Schilderung *) Evander den Aeneas zu der Tarpejischen Burg führte, die damals nicht von Golde glänzend, noch ein dichter Wald war, zu welchem der furchtsame Landmann von unten mit einem geheimen Schauer hinaufblickte. —

*) Virgil. l. 8. c. 3. 46 sq.

Er glaubte hier in der trüben, wolkichten Luft den Jupiter zu sehen, wie er seine Aegide schwenkte, und die Stürme herbeirief.

Hier zeigte Evander dem Aeneas jenseit der Tiber die beiden uralten Städte Janikulum und Saturnia, wovon die eine den Zevs, die andere den Saturnus zum Erbauer hatte.

Dann gingen sie in das Haus des Evanders, und sahen die Heerden auf dem nachmaligen römischen Forum weiden, das nun wieder zum campo vaccino geworden ist, von welchem, da ich hier eben diese Stelle aus dem Virgil lese, das Blöken der Rinder mir entgegen tönt.

Rom, den 10. Februar.

Abwechselung und Einheit in der Landschaft.

(Bei einem Spaziergange in der Villa Borghese.)

Nichts ist langweiliger und ermüdender, als eine gerade Heerstraße, wo man das Ziel, das man erreichen will, immer in einerlei Richtung vor sich siehet —

Ein Pfad, der sich schlängelt, ist angenehmer, als ein gerader Weg, da hingegen eine schnurgrade Straße in einer Stadt einen schönern Anblick gewährt, als eine krumme Straße, weil ein beträchtlicher Theil einer Stadt, der sich auf einmal dem Auge darstellt, an sich, schon wegen der Größe des Gegenstandes, einen angenehmen Eindruck macht.

Ein Garten, der aus lauter krummen labyrintischen Gängen, und einer, der aus lauter geraden Alleen bestände, würden in ihrer Anlage gleich tadelnswerth seyn! —

Denn die Seele, wenn sie durch die umgebenden Gegenstände angezogen werden soll, wünscht bald ein Ganzes auf einmal zu übersehen, und bald sich wieder in sanften Krümmungen zu verlieren, wo das, was kommen soll, nur zuweilen wie verstohlen dem Blicke sich zeigt, und sich nicht eher in seinem Umfange darstellt, bis man es ganz erreicht hat.

So wie die aufeinanderfolgenden Töne der Musik erst allmälig ein Ganzes bilden, das mehr in der Erinnerung als in der Würklichkeit sich in der Seele darstellt, so ist eine Gegend, welche nicht auf einmal, sondern allmälig, so wie man sie durchwandelt, ihr Bild in der Seele abzeichnet.

Das Tiburtinische Thor.

Der ältere Theil des Tiburtinischen Thores ist unterm August erbaut, und man sieht noch jezt die ungeheuren Quaderstücke. — Aus eben diesem Thore ging oder fuhr also Horaz nach seinem Tibur; jezt heißt es die Porta St. Lorenzo, weil vor dem Thore eine Kirche des heiligen Laurentius liegt, auf demselben Fleck, wo ehemals dem Neptun ein Tempel geweiht war; die Verzierungen aus

diesen Tempel, welche auf seine Bestimmung Bezug haben, sind jezt in einem Zimmer des Kapitoliums aufbewahrt.

Der Weg nach Tivoli ist nicht mehr so angenehm, wie er wahrscheinlich zu Horazens Zeiten war; dicht vor Rom geht man in einer Vertiefung zwischen Weingärten; dann kommt man in die öde Campagna, wo das schönste Land unbebaut liegt, und nicht einmal zur Weide genüzt wird.

So unangenehm aber der Weg selber ist, den man betritt, so schön ist doch die Aussicht nach den sabinischen Bergen, und den tuskulanischen Hügeln zu, welche man immer vor sich siehet.

Die Konsuln des neuern Roms.

An der Kirche St. Angelo in Pescharia (auf dem Fischmarkte) lieset man folgende Inschrift:

„Um Gesänge zum Lobe Gottes anzustim„men, hat die Zunft der Fischhändler dieser „Stadt den Chor dieser Kirche erweitern lassen. „Das ist geschehen im Jahr 1700, unter dem „Konsulat des Marko Schocchi und Nikolai „Altissimo.“ —

Die Namen der neuen römischen Bürgermeister werden also doch auch noch durch Inschriften verewigt; und die Bürgerschaft, welche diesen Chor auf ihre Kosten hat erbauen lassen, stellt auch die Namen jener modernen Konsuln, als ihrer selbstgewählten Oberhäupter, an ihre Spitze.

Rom, den 12. Februar.

Der Flaminische Weg.

„Wann wird der Tag erscheinen, wo ganz Rom „auf dem Flaminischen Wege steht?“ *)

Dies bezieht sich nehmlich auf die Ankunft des Trajan, der auf dem Flaminischen Wege nach Rom zurückkehrte —

Nun ist der Korso und die Straße nach Ponte molle eigentlich der alte Flaminische Weg; und durch Zufall ist dies der gewöhnliche Spaziergang für die Römer geworden, so daß es sich jezt sehr oft fügt, daß ganz Rom auf dem Flaminischen Wege steht — freilich ohne der Ankunft eines Trajan entgegen zu sehen —

Es wandert hinaus, um einen Augenblick Luft zu schöpfen, und kehrt dann ungetröstet in seine dumpfen Klostermauern wieder zurück. —

Das Franziskanerkloster auf dem Palatinischen Berge.

Hier war es, wo einst der Tempel des Apollo stand — vor dem Kloster sieht man die sogenann-

*) Martial l. 5. ep. 8.

ten Stationen des Leidens Christi, in erbärmlicher Mahlerei —

Wir gingen durch den Garten; da saßen in dumpfer hinbrütender Trägheit einige Mönche mit ihren kahlen Köpfen auf Steinen in der brennenden Sonnenhitze. —

Ein dicker friedlicher Mönch empfing uns, und führte uns in dem Kloster umher. — Man sieht von diesem Kloster gerade in das Kolossäum, auf den Cölischen Berg, und den Triumphbogen des Konstantin, in das eigentliche alte Rom, und die ehemalige Suburra, zwischen dem Cölischen und Esquilinischen Hügel, in der Ferne die Berge von Tivoli und Fraskati.

Einen üblen Prospekt bei der alten Pracht von Rom, machen die häßlichen Kutten der Mönche, welche sie sich selber waschen, und zum Trocknen aus den Fenstern ihres Klosters hängen —

Unser korpulenter Führer zeigte uns auch die Klosterbibliothek, worunter sich von Profanscribenten nur der einzige Virgil befand, weil dieser ohne sein Verschulden von der frommen Einfalt zum Propheten des Messias gemacht worden ist.

Unser Führer versicherte uns auch, daß unter dem Kloster noch viele Schätze verborgen wä-

ren, weil hier der Pallast des Nero gestanden habe.

Mahlerische Ruinen.

„Den Marmor des Messala spaltet der wilde „Feigenbaum.“ *) —

Mit diesen Worten prophezeiht der Dichter den dauerhaftesten Monumenten ihren Untergang— und jezt sieht man, wie natürlich, diese Weissagung erfüllt. Aus den Ruinen drängt sich der wilde Feigenbaum hervor, und trennt durch seinen unaufhaltsamen Wachsthum die festesten Fugen auseinander.

Aber der Anblick der Ruinen selbst mit diesem Auswuchs ist mahlerisch und schön — und es macht den reizendsten Kontrast, aus dem modernden Gesteine, und aus den Ritzen des verfallenen Gemäuers, das junge Grün hervorsprossen zu sehen, welches diese ehrwürdigen Reste des Alterthums überschattet; und der Landschaftsmahler findet hier immer eine reiche Erndte, denn er sieht das in der Natur vereint, was die lebhafteste Einbildungskraft nicht so romantisch zusammenfügen würde.

*) Martial l. 10. ep. 2.

Rom, den 16. Febr.

Geräusch und Lerm in dem alten und neuern Rom.

Die römischen Dichter beklagen sich häufig über den unausstehlichen Lerm in Rom, zu den Zeiten, wo unter den Kaisern die größte Ueppigkeit in allen Stücken, und ungemessene Pracht und Verschwendung herrschte.

Martial beneidet seinen Freund, der auf dem Janikulus ruhig und einsam wohnte, und die sieben Hügel des geräuschvollen Roms übersehen konnte, ohne von dem Lerm und Gewühl gestört zu werden, das in den volkreichen Straßen herrscht. —

„Rom liegt dicht an meinem Schlafzimmer!"

klagt der Epigrammatist, und das Geräusch der Kupferschmiede gellte ihm den ganzen Tag über in den Ohren!

So seufzte ich oft mit dem Dichter, als ich in der Strada del Babuino krank lag; wo dicht neben mir das Operntheater Aliberti um Mitternacht

seine Schaaren ausließ, und das Kutschengerassel bis gegen zwei Uhr kein Ende nahm.

„Nobis ad cubile est Roma!“

Gegenüber wohnte ein Kupferschmidt, der mich auch in die zweite Klage des Dichters mit einstimmen ließ.

Dieß ist aber freilich nur zufällig; denn sonst ist wohl der Lerm in dem neuen Rom, mit den in dem alten bei weitem nicht zu vergleichen. Schon gegen Neapel gerechnet, herrscht in Rom eine Todtenstille, die nur durch das Geschrei der Bettler und Ausrufer unterbrochen wird: diese betreiben denn aber freilich auch ein so ungeheures Geschrei, wovon einem oft die Ohren gellen; wozu man auch noch vorzüglich diejenigen mit rechnen muß, die für die Seelen der Todten im Fegefeuer Kollekten sammlen, und fürchterliche Lieder singen, wodurch sie das Mitleid der Lebenden rege zu machen suchen.

Man kann sonst auf den Straßen in Rom ziemlich ruhig wandeln; nirgends herrscht ein solches Gedränge wie z. B. auf der Straße Toledo in Neapel oder auf dem Strand in London.

Der Korso ist immer noch am lebhaftesten, außer der Karnevalszeit aber kann man auch hier

sehr unbelästigt gehen; und in den abgelegenen Straßen Roms wandert man oft ganze Stunden zwischen Mauern und Klöstern, wo einem selten jemand begegnet, und alles ein sehr einsames Ansehen hat.

Apollo in Belvedere.

Es ist hier allezeit ein Fest für uns, wenn eine Gesellschaft sich vereinigt, um die Statüen in Belvedere des Abends bei Fackelschein zu betrachten. — Man versäumt diese Gelegenheit nie, weil einem jede dieser Betrachtungen ein sichrer Gewinn und Erwerb für den Geist ist, der einem nachher durch nichts geraubt werden kann.

Und der Unterschied ist so auffallend, daß man fast nicht sagen kann, man habe diese höchsten Werke der Kunst gesehen, wenn man sie nicht auch zum öftern in dieser Art von Beleuchtung sähe. — Die allerfeinsten Erhöhungen werden dem Auge sichtbar, und in dem was sonst noch einförmig schien, zeigt sich wiederum eine unendliche Mannichfaltigkeit.

Weil nun alle dieß Mannichfaltige doch nur ein einziges vollkommenes Ganze ausmacht, so sieht man hier alles Schöne, was man sehen kann,

auf einmal, der Begriff von Zeit verschwindet, und alles drängt sich in einen Moment zusammen, der immer dauern könnte, wenn wir bloß betrachtende Wesen wären.

Wer nun aber mit dem Winkelmann in der Hand den Apollo betrachtet, und lieset:

„Eine Stirn des Jupiters, die mit der Göt-
„tin der Weisheit schwanger ist. — Augen der
„Königin der Göttinnen mit Großheit gewölbt —
„sein Haar scheint gesalbt mit dem Oele der Göt-
„ter, und von den Grazien mit holder Pracht
„auf seine Scheitel gebunden."

Wer diese Worte lieset indem er den Apollo betrachtet, der wird viel zu sehr dadurch gestört, und auf Nebendinge geführt, als daß die reine Schönheit des Ganzen ihn noch rühren könnte. — Er muß nach dieser Beschreibung sich die Schönheiten des hohen und einfachen Kunstwerks, eine nach der andern gleichsam aufzählen, welches eine Beleidigung des Kunstwerks ist, dessen ganze Hoheit in seiner Einfachheit besteht.

Wem daran liegt, dem Schönen zu huldigen, wird seine Rede dem Kunstwerke, das er beschreiben will, unterordnen, und mehr durch halbe Winke andeuten, als vollständig zu beschreiben

suchen: denn nicht seine Beschreibung sondern der Gegenstand derselben soll bewundert, und über den Anblick des Kunstwerks selbst soll jede Beschreibung vergessen werden.

Winkelmanns Beschreibung des Apollo in Belvedere scheint mir für ihren Gegenstand viel zu zusammengesetzt und gekünstelt. —

Der Genius der Kunst war neben ihm eingeschlummert, da er sie niederschrieb; und er dachte gewiß mehr an die Schönheit seiner Worte, als an die wirkliche Schönheit des hohen Götterideals, das er beschrieb.

Aus dieser Verstimmung kömmt der falsche Rath: „Gehe mit deinem Geiste in das Reich un„körperlicher Schönheit, und versuche ein Schö„pfer einer himmlischen Natur zu werden, um „den Geist mit Schönheiten, die sich über die „Natur erheben, zu erfüllen!"

Wer diesem Rathe folgt, wird ganz des Ziels verfehlen — Die Kunst mit ihrem Geiste soll in das Reich der körperlichen Schönheiten immer tiefer dringen, und alles Geistige bis zum Ausdruck durch den Körper führen; sie soll den Geist mit Schönheiten, die in der Natur würklich sind,

erfüllen, um sich bis zum Ideal der höchsten Körperschönheit zu erheben.

Die Betrachtung schöner Kunstwerke erhebt den Geist und veredelt das Gefühl.

Es stellt gewiß die schönen Künste in einem erhabnen Lichte dar, daß sie bei ihrem reinsten Genuß eine völlige Uneigennützigkeit des Gemüths voraussetzen. — Daß derjenige, welcher ein Ergötzen an ihnen finden will, gar keine Rücksicht auf sich selber nehmen, sondern sich selbst in der Betrachtung des Schönen vergessen und verlieren muß; daß wechselsweise der Genuß des Schönen durch edle Gesinnungen, und edle Gesinnungen durch den Genuß des Schönen erhöht und verfeinert werden.

Ein junger Künstler in Rom, der bei den vortreflichsten Talenten, wegen seiner Aussicht in die Zukunft oft mißmüthig zu seyn Ursach hatte, versicherte mir, daß ein Spaziergang auf Monte Kavallo ihn jedesmal von seinem Mißmuth heile; daß er bei dem Anblick der beiden Meisterwerke der Griechischen Kunst, sich selber und seine Sorgen vergesse, und sich freue, daß bei aller Unvollkommenheit der menschlichen Dinge, doch so etwas Vollkommnes da sey.

Und gewiß ist es: Vollkommenheit, wo wir sie auch entdecken, befriedigt unsre Wünsche, vollendet unser Wesen, und zieht uns allmälig in sich hinüber, so daß das Dunkle und Verworrene nach und nach sich auflößt, und es immer heller vor unsern Augen wird.

Aventin.

Unter den Hügeln Roms stößt der Aventinische am nächsten an die Tiber, so daß zuletzt zwischen dem Strom und dem Fuß des Hügels nur ein schmales Ufer bleibt.

Auch macht der alte Aventin hier einen ehrwürdigen Anblick, wenn man die mit dichtem Gesträuch bewachsene jähe Felsenwand, zwischen altem Gemäuer und Ruinen hinaufsieht. —

In den Vertiefungen dieser Felsenmasse denkt man sich die furchtbare Höhle des feuerspeienden Kakus. — Die dichterischen Bilder werden einem hier lebhaft; wie Herkules dreimal den ganzen Aventin umgeht; wie er dreimal den Eingang zu der Felsenhöhle vergeblich sucht, bis endlich das Gebrüll der Ochsen den Räuber ihm verräth.*) — Hier, wo der Berg dicht an den Fluß

*) Virgil. l. 8. v. 230.

grenzt, lag der ungeheure Fels, den Herkules von der Höhle wegwälzte. —

Der Aventin war auch schon in dem alten Rom eine der abgelegenen Gegenden. — Martial beklagt sich daher auch über die entfernte Wohnung seines Gönners, dem er oft seine Aufwartung machen mußte:

Täglich soll, Gallus, ein Besuch dir fröhnen!
Und ich soll drei, viermal des Tages den Aventin besteigen! *)

Abendaussicht vom Palatinischen Berge.

Hier stehen wir auf dem Gipfel des zerstörten Palatiums — wir lehnen uns über ein steinern Geländer, und sehen dicht vor uns die Terrassen, ein Krautfeld, und junge Bäume —

Zur Rechten die tuskulanischen Hügel, in wunderbarem röthlichen Wiederschein, im Glanz der untergehenden Sonne, bis dahin, wo das majestätische Lateran die Aussicht hemmt, und die fernen Hügel deckt —

Weiter hin in ähnlicher Farbenmischung die Berge von Tivoli, bis dahin, wo das Kolossäum,

*) Martial. l 50. ep. 50.

in welches wir hier ganz nahe, wie von oben, hin-einblicken, über dem röthlichen Schimmer der Berge emporragt —

Dicht neben dem Kolossäum erhebt sich der Esquilinische Berg, mit Weingärten bepflanzt — Die stolzen Ruinen von den Bädern des Titus ragen einsam auf ihm hervor, und der hohe Eichenwald in den Gärten des Klosters St Paoli in vincoli.

Dicht vor uns blicken wir auf den zerstörten Friedenstempel und auf sein grünbewachsenes Dach hernieder, das jezt die Abendsonne bescheint — über dem Friedenstempel blicken die Bäder des Diokletian hervor, mit ihren ungleichen Dächern. —

Da wir auf der andern Seite hinuntersteigen, begegnen wir ein paar Kapuzinermönchen, welche wieder hinauf in ihr Kloster gehen; das sind also ein paar von den jezigen Bewohnern des uralten Roms, dessen erster Grundstein auf diesem Fleck gelegt wurde —

Am Abhange des Berges, in Gesträuchen, weiden Ziegen, wie zu des Evanders Zeiten, und ländliche Hirtenwohnungen, welche damals den Hügel deckten, steigen nun nach dreitausend Jahren aus den Ruinen der Palläste wieder empor. —

Der Preiß einer Mahlzeit im alten und neuen Rom.

Für zwei Paul kann man jezt schon eine gute Mahlzeit halten — Martial beklagt sich, daß zu seiner Zeit hundert Quadranten, also ohngefähr zwanzig Bajock, oder zwei Paul, nicht zureichten, um sich satt zu essen.

Quid facit ista fames?

drückt er sich aus, indem er über die Summe von hundert Quadranten, welche die Klienten von ihren Patronen zu einer Mahlzeit erhielten, seinen Unwillen und seine Unzufriedenheit äußert.

Rom, den 12. März.

Reise nach Cora.

Ich bin Ihnen noch die Beschreibung meiner Reise nach Cora schuldig, die ich in Gesellschaft des Architekten Herrn Arends, zu Ende des Oktobers im vorigen Herbst, zu Fuß anstellte, und die mir, ohngeachtet der Beschwerlichkeiten, die, mit dieser Art zu reisen, auch hier verknüpft sind, dennoch in der Erinnerung immer noch das größte Vergnügen gewährt.

Ich, mit einem Stabe in der Hand, und mein Gefährte mit einem zusammengerollten Zeichenstuhle unterm Arm, machten uns auf den Weg, und hatten uns so wenig mit überflüssigem Gepäcke beladen, daß man das

vacuus cantat coram latrone viator

mit ziemlicher Zuversicht auf uns anwenden konnte.

So wanderten wir an einem heitern Morgen aus der Porta St. Sebastiano die Straße nach Albano zu. — Zwischen den Weinbergen vor der Stadt, wo wir wegen der Mauer an beiden Seiten nicht ausweichen konnten, begegnete uns eine Heerde

Zufall, die wir erst mit großem Respekt vorbei-
ziehen ließen, ehe wir weiter gingen. Denn wenn
eins dieser fürchterlichen Wesen auf irgend einen
Wanderer sein Augenmerk richtet, so drückt es ihn
im eigentlichen Sinn mit seinen Liebkosungen zu
Tode, indem es ihm so lange auf die Brust
kniet, bis Athem und Leben entwichen ist.

Als wir drei deutsche Meilen durch die Ebene
von Rom gewandert waren, stiegen wir den alba-
nischen Hügel hinauf, und ließen zur Linken Ca-
stel Gandolfo liegen, welches ohngefähr den Fleck
bezeichnet, wo die Stadt Albalonga in uralten
Zeiten auf dem schmalen Rücken des Berges lag.

Wir blickten nun zurück, und sahen deutlich
die alte Heerstraße von Rom an beiden Seiten mit
Grabmälern bezeichnet, wovon hier noch die mei-
sten Ruinen stehen. Passender, als auf unsern Kirch-
höfen, war also hier die Inschrift:

Sta Viator!

Wie wir von diesen Anhöhen auf die Stadt
Rom hinunterblickten, erinnerten wir uns an jene
Zeiten, wo Rom und Alba noch um die Oberherr-
schaft stritten.

Denn in dieser Ebene, die wir hier vor uns
sahen, war es, wo die Horazier und Curiazier gegen

einander auszogen, um das Schicksal der beiden wetteifernden Städte, die sie im Gesicht hatten, durch einen Zweikampf zu entscheiden.

Wir übersahen auch die Gegend, wo nachher unter dem Tullus Hostilius, in dem Gefechte gegen die Fidenater und Vejentiner der verrätherische Metius mit seinen Albanern sich von dem römischen Heere zurückzog, und nun zur Rache die Stadt Alba bis auf den Grund zerstörte, und, nur mit Verschonung der Göttertempel, alles übrige dem Boden gleich gemacht und die Einwohner nach Rom geführt wurden, welches durch den Untergang von Alba einen neuen Zuwachs erhielt, und nun zuerst den Cölischen Hügel mit in seinen Umfang schloß.

Albano oder das neue Alba liegt in einiger Vertiefung. Wir stiegen hinunter und kehrten bei den drei Schwestern ein, wo die Fremden herbergen. Dann besahen wir noch, ehe es Abend wurde, den Albanischen See, und beschlossen damit unser Tagewerk.

Am andern Morgen waren wir früh auf, und wanderten bei Tagesanbruch schon unter den Ruinen der Villa des Domitian —

Hier war es, wo dem Domitian der große Fisch gebracht wurde, über dessen Zubereitung der römische Senat sich berathschlagen mußte, und deshalb hier versammelt wurde, wie Juvenal mit beissender Laune und treffendem Witz erzählt.

Hier wurde, obgleich die Stadt zerstört war, dennoch das heilige Feuer der sogenannten kleinen Vesta zu Ehren unterhalten, weil man es nicht wagte, bei Zerstörung einer Stadt die Tempel der Götter zu verletzen, oder an ihrer Verehrung einen Raub zu begehen.

Aus den ehemaligen Gärten des Domitian hat man eine herrliche Aussicht auf das Meer und die umliegende Gegend. Er hatte sich diesen Landsitz vortreflich ausgewählt; und die Mönche, die jezt hier hausen, haben sich den Platz sehr wohl zu Nutze gemacht; wie dies denn gemeiniglich der Fall ist, daß die Klöster immer die angenehmsten Plätze und die reizendsten Aussichten in diesem schönen Lande sich zugeeignet haben.

Albano selber dient jezt zum ländlichen Aufenthalte für die Römer in der schönen Herbstzeit, dies ist nehmlich die Villegiatura, wovon ich Ihnen schon eine Beschreibung gemacht habe, und

welche während ihrer kurzen Dauer diesen Ort sehr lebhaft macht.

Wir sahen das Amphitheater, welches jezt mit Dornen verwachsen ist, die nur mit Mühe einen Eingang verstatten. Hier war der Fleck, dessen Greuel Juvenal besingt; wo edle römische Jünglinge vormals mit Bären kämpfen mußten, und dadurch der Mordsucht des ungeheuren Despoten, der an diesem Schauspiel seine Lust hatte, dennoch nicht entgehen konnten.

Nun sezten wir unsre Reise über Veletri fort, und wanderten durch die ziemlich öde und unbebaute Gegend nach den Volscischen Bergen zu, auf welchen Cora liegt.

Unterweges von Veletri aus kamen wir durch ein Oertchen, welches wahrscheinlich den Fleck bezeichnet, wo das alte Ulubrä mag gelegen haben, das Horaz als einen Ort bemerkt, wo nur für den Genügsamen Glück und Zufriedenheit wohnte, und wo die Genügsamkeit selber auf die Probe gestellt wurde.

Wir langten kurz nach Mittag in Cora an, und als wir nun den Hügel, worauf es liegt, hinaufstiegen, und den Gipfel der Stadt erreicht hatten, wurden wir sehr angenehm durch den Anblick von

den Ruinen eines kleinen Tempels überrascht, wovon noch eine Reihe Säulen mit dem Gebälke erhalten ist. Diese schöne Ruine steht in dem kleinen Klostergarten, und man hat von diesem Tempel eine weite Aussicht über die Gegend.

Etwas weiter hinunter sind in dem Hause eines Schmidts ein paar kleine Säulen eingemauert. Mein Gefährte hat diese Ruinen gezeichnet, und wird seine Zeichnung selbst mit einer ausführlichen Beschreibung begleiten.

Da es nun, nachdem wir die Ruinen gesehen hatten, noch früh am Tage war, so wollten wir uns, ob wir gleich versprochen hatten, in den Gasthof zurükzukehren, nicht länger in Cora aufhalten, sondern nach Veletri zurückgehen, welches wir vor dem Einbruch der Nacht noch zu erreichen hofften. Allein als wir wieder durch unser Ulubrä kamen, war es schon ziemlich dunkel, und da wir kaum noch eine halbe Stunde gegangen waren, konnten wir keinen Weg mehr vor uns sehen, und waren unentschlossen, welche Richtung wir nehmen sollten.

Als wir so eine Weile still standen, hörten wir in der Ferne das dumpfe Gebell von Hunden, welche dem Wanderer in der Nacht in diesen Gegenden sehr schrecklich sind, und gegen die wir mit keinen Waffen ausgerüstet waren.

Wir entschlossen uns also kurz, umzukehren, damit wir unser Ulnbrå wieder erreichten, und dort wo möglich noch eine Herberge fånden. — Den Rückweg fanden wir mit leichter Mühe wieder; als wir aber in dem Oertchen anlangten, klopften wir vergebens an verschiedene Thüren; denn alles schlief schon.

Ein Mann in einem Roquelaure, der uns auf der Straße begegnete, und dem wir unsre Noth vorstellten, führte uns in den Reitstall eines Prålaten, der hier residirt, weil, wie er sagte, der Reitknecht noch wach sey, und uns vielleicht beherbergen würde.

Als uns nun der Mann im Roquelaure hier vorstellte, so meinte er, wir würden wohl im Stalle mit einem Strohlager vorlieb nehmen, weil es uns nur um ein Obdach für die Nacht zu thun wåre.

Der Reitknecht aber verwieß ihm diese Rede, weil man uns wohl ansehen könne, daß wir galant huomini wåren, für die es sich nicht schicke, in einem Stalle zu übernachten; sondern er wolle uns schon noch in einem benachbarten Hause Herberge verschaffen.

Er führte uns also nach diesem Hause hin, wo noch alles wach war; allein wir hörten bald, daß er mit den Leuten zankte, die ihm sein Gesuch abschlugen, weil wir ihnen vielleicht verdächtig scheinen mochten.

Er kam also unwillig wieder zu uns, und befahl, daß wir ihm folgen sollten, welches wir ohne Bedenken thaten, weil wir ohngeachtet seines rauhen Wesens doch eine gewisse Biederheit in seinem Betragen fanden, die uns Zutrauen einflößte.

Er führte uns nun in seine eigne Behausung, die freilich an Bequemlichkeiten keinen Ueberfluß hatte, wo aber doch ein Heerd war, an dem wir uns bei einem kleinen Feuer wärmten.

Er briet hier einige Kastanien, und diese waren, nebst einem Stück Brodt, das einzige, was er uns vorsetzen konnte. Er that dies mit sehr gutem Humor, indem er bei jeder Kastanie, die er uns hinlegte, eins von den Gerichten nannte, die er uns gerne vorsetzen würde, wenn sie vorhanden wären; so stellte also die eine Kastanie das Zugemüse, die andere den Braten, und die dritte das Desert vor; auf diese Weise bewirthete er uns kostbar genug, und wir mußten ihm von fremden Ländern erzählen.

Dann führte er uns in sein Schlafzimmer, wo wir sein Bette mit ihm theilen sollten, das freilich nicht auf drei Personen eingerichtet war, aber durch die Gastfreiheit auf diese Nacht dazu gewidmet wurde.

Wenn wir unserm Wirth nicht getrauet hätten, so wäre die Nacht wohl kein Schlaf in unsre Augen gekommen, so furchtbar war der Anblick des Zimmers, das uns einschloß; denn alle Wände hingen, wie ein kleines Zeughaus, voller Pistolen, Flinten und Degen, und wir waren hier allein und in der völligen Gewalt unsers Wirths. Dieser legte sich denn in sein schmales Bette mit uns nieder, wo zwar die Unterlage, aber nicht die Decke, für uns drei zureichte.

Unser Frühstück am andern Morgen bestand wieder aus einem Stück Brodt und gebratenen Kastanien, wovon wir einige zu unsrer Zehrung unterweges in die Tasche steckten.

Wir gingen aber nun nicht auf Veletri zu, sondern nahmen uns vor, da wir einmal in der Nähe waren, noch die alte Stadt Sermoneta zu besuchen, wovon uns unser Wirth versicherte, daß wir sie gegen Mittag wohl erreichen könnten. Er begleitete uns selber zu Pferde, mit seiner Muskete

bewaffnet, und brachte uns auf den Weg nach Sermoneta. Einen seiner Bekannten, der uns begegnete, schalt er, daß er ohne Flinte ausgegangen sey.

Als wir auf der Heerstraße in den pomtinischen Sümpfen waren, nahm er Abschied von uns, und nahm mit vieler Dankbarkeit einen Skudo, den wir ihm für seine Bewirthung und Begleitung in die Hand drückten.

Auf unsrer Wanderung durch die öden pomtinischen Sümpfe kamen uns unsre Kastanien sehr gut zu statten. Wir wandten uns nun links nach dem Berge zu, auf welchem Sermoneta liegt, und kehrten am Fuß des Berges, zwischen gothischen Ruinen in einer Mühle ein, wo wir einige Erfrischungen zu finden hofften.

Man wies uns an den Ministro, (Verwalter) bei dem wir aber eine kurze abschlägige Antwort erhielten. Auf vieles Bitten bekamen wir gegen Bezahlung eine Foliette Wein, Brodt aber war auf keine Weise für Geld zu haben.

Als wir nun über Hunger klagten, so zog ein gutmüthiges Bauerweib, die hinter uns stand, ein großes Stück Brodt aus der Tasche, und steckte es uns heimlich zu; da wir ihr ein Stück Geld in die

Hand drücken wollten, weigerte sie sich mit Unwillen es anzunehmen; eine Uneigennützigkeit, die uns um so auffallender war, je seltner man sie hier findet.

Das Geschenk der Bauerfrau war uns von großem Werth, weil wir nach Sermoneta noch den steilen Berg, der vor uns lag, zu ersteigen hatten, und unser Stück Brodt, in Wein getunkt, uns trefliche Dienste that, um die erschöpften Kräfte wieder herzustellen.

Ein Bauer mit seinem Esel, der einen Mehlsack trug, diente uns zum Wegweiser durch die Krümmungen des schmalen Pfades, der sich den steilen Felsen hinaufwand, und so langten wir kurz nach Mittage auf dem Gipfel des Berges in Sermoneta an, wo wohl Fremde eine seltne Erscheinung seyn müssen, weil wir von allen, die uns begegneten, mit Verwunderung angegafft wurden.

Die einzige Nahrung, die wir hier bekommen konnten, war eine Art Hülsenfrüchte, (Ceci) womit man sonst die Schweine futtert. Diese waren aus bloßem Wasser gekocht, und schmeckten uns vortreflich.

Unser Wirth fragte uns, was wir eigentlich für Leute wären? und was das für ein Instru-

ment wäre, welches wir bei uns trügen? Dies war nehmlich ein Zeichenstuhl, der, so wie er eingerollt war, für eine Art von Zauberstab gehalten wurde.

Denn unsern Worten, daß wir Mahler wären, glaubte man nicht, sondern hielt uns für Teufelsbeschwörer, weil wir gekommen waren, um die Ruinen zu sehen, in welchen, nach dem Glauben des Volks, noch Schätze verborgen sind, die nur durch Zauberei gehoben werden können.

Man sahe uns daher sehr bedenklich an, als wir einen Knaben zum Wegweiser verlangten, der uns auf den Fleck führen mußte, wo von den Mauern und Tempeln der alten Stadt noch einige Ruinen befindlich sind.

Zwischen den Stücken von Mauern, die aus großen vieleckigten ineinandergefugten Steinen bestanden, war das Feld ringsumher beackert.

Von einem Gebäude war noch ein unterirdisches Gemach vorhanden, in welches wir allein hinabstiegen, weil wir den Knaben, der uns führte, nicht bewegen konnten, mit uns zu gehen: denn ihm war fest eingeprägt, daß der Teufel hier leibhaftig wohne.

Wir fanden übrigens in diesem unterirdischen Gemache eben nichts merkwürdiges, indessen entwarf

mein Gefährte in aller Eil eine Zeichnung, um doch von diesen Ruinen von Sermoneta ein Andenken mitzunehmen.

Da es nun schon ziemlich spät war, so behielten wir unsern Wegweiser, und kehrten über die Berge zum zweitenmale wieder nach Cora zurück, wo man sich über unsre späte Zurückkunft, da wir gestern Nachmittag in einer Stunde hatten wieder kommen wollen, sehr verwunderte.

Es war noch viel Gesellschaft in der Gaststube, man war neugierig, von unsrer Wanderung zu hören, und als wir erzählten, daß wir von den Ruinen von Sermoneta kämen, so schien dies auf einmal unsern Zuhörern einen Aufschluß über unser Geschäft zu geben.

Sie sahen uns mit bedeutender Miene an, und gaben uns zu verstehen, daß sie uns für nichts anders als Schatzgräber hielten.

Wir suchten ihnen diese Meinung zu benehmen, und versicherten, daß wir Mahler wären, wozu sie den Kopf schüttelten.

Wenn Schätze da verborgen wären, sagten wir, warum würde man sie nicht schon längst ausgegraben haben? ſono impadroniti dal diavolo! (der Teufel hat sie im Besitz) war ihre Antwort;

wer also Macht über den Teufel hätte, meinten sie, der könnte auch diese Schätze heben. — Sie erzählten uns dann Geschichten, die sich in den bezauberten Gegenden ereignet haben, und wir mußten ihnen von unserm Lande erzählen; so brachten wir den Abend sehr angenehm in Gesprächen mit den Bürgern von Cora zu.

Am andern Morgen stiegen wir noch einmal zu dem schönen Tempel hinauf, und zu der Schmiede mit den eingemauerten Säulen; wir betrachteten noch einmal die Ruinen von der alten Mauer, nahmen so von Cora Abschied und wanderten nun, am hellen Tage, wieder durch Ulubrä, die Straße nach Veletri, wo wir uns am vorgestrigen Abend in der Dunkelheit der Nacht verirrt hatten.

Wir erreichten Ulubrä gegen Mittag, und nahmen uns keine Zeit zum Essen, weil wir noch das Kabinet des Monsignor Borgia besehen wollten. Der Bruder des Besitzers zeigte uns alles mit vieler Dienstfertigkeit, und wir vergaßen ganz unser Mittagsmahl über der Betrachtung dieser kostbaren Seltenheiten. Was ich Ihnen hierüber zu sagen habe, behalte ich mir zu einem besondern Briefe vor.

Die Einwohner von Veletri spotteten unsrer, da wir aus der Stadt gingen, und vor einem Fleischscharne vorbeikamen, indem sie auf einen alten hölzernen Tisch wiesen, und uns nachriefen: questa e roba antica! dies wäre auch eine Antiquität, ob wir sie nicht in Augenschein nehmen wollten.

Wir machten nun noch in der kühlen Abendluft den Spaziergang von Veletri nach Albano, wo uns die Gegend schon ganz bekannt vorkam. In Albano langten wir ziemlich spät an, und machten uns am folgenden Morgen bei Tagesanbruch wieder auf.

An diesem Tage machten wir unsre stärkste Wanderung von Albano aus über Aricia und Nemi auf die Spitze des Monte Kavo, und von da über Rocca di Papa und Marino nach Rom zurück.

Aricia hat eine sehr angenehme Lage. Wir sahen die uralten Stämme in dem Hain Dianens, der mit einer Mauer umgeben ist, und den der Prinz Chigi, sein Besitzer, noch jezt wie ein Heiligthum betrachtet; denn ohne seine besondere Erlaubniß wird niemanden der Eingang verstattet. Für Landschaftsmahler ist dieser Hain wegen des hohen Alterthums der Bäume, und ihres aus-

gebreiteten und labyrinthischen Wuchses ein vorzüglich schönes Studium. —

„Hier war es, am achten Meilenzeiger von „Rom, wo der Wanderer sich Dianens waldigtem „Gebiete näherte. *)

Beim Anblick dieser tausendjährigen Baumstämme erneuerten sich die reizenden Vorstellungen von den heiligen Hainen der Alten, in die kein Sonnenstrahl dringen konnte, und die man an festlichen Tagen mit Blumenkränzen ausschmückte; wo jede Verletzung eines heiligen Baums ein höchst strafbares Verbrechen war, das durch Opfer und Gebete mußte ausgesöhnt werden — und wo, durch die Ehrfurcht gegen das Leblose, das Band zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Natur selbst näher geknüpft wurde.

Unser Weg von hier nach Nemi führte uns durch ein niedriges Gehölz. Wir wanderten an der schroffen Felsenwand auf dem hohen Ufer um den See von Nemi, zu dem man durch anmuthige Gefilde den Abhang hinuntersteigt.

In dem kleinen Städtchen Nemi verweilten wir nicht lange, sondern nahmen einen Wegwei-

*) Martial l. 9. ep. 48.

ser, der uns gleich von hier auf die Spitze des Monte Kavo führte.

Ein Stück der alten Via mit großen vieleckigten ineinandergefügten Steinen hat sich noch bis jezt erhalten, und wir stiegen auf ihr zu demselben Fleck hinauf, wo zu den Zeiten des alten Roms die Völker Latiums sich versammleten, um hier, wo sie ihre Grenzen mit einem Blick übersehen konnten, ihr jährliches Bundesfest zu feiern.

Wir kamen zu dem Kloster auf der Spitze des Berges, wo der Tempel des Jupiter Latialis stand. — Hier blickten wir nun auf der einen Seite tief in die Appenninen, auf der andern sahen wir das Meer, die Stadt Rom, ganz Latium vor uns liegen, und dicht zu unsern Füßen die Seen von Nemi und Albano.

Bei dieser Aussicht wacht das Andenken an die Geschichte der Vorwelt in seiner ganzen Stärke auf, und man fühlt lebhaft, warum die aneinandergrenzenden Völker gerade diesen Fleck zu ihrem gemeinschaftlichen Bundesfeste wählten.

Einen traurigen Kontrast mit diesen herrlichen Erinnerungen macht das Kloster und die schwarzgekleideten Mönche, die auf ihrer Brust einen weißen Todtenkopf, als ihr Ordenszeichen, tragen,

und deren finstere Miene die Unzufriedenheit mit ihrem Zustande zu verkündigen schien.

Der Klostergarten stand voll Unkraut, und sah ganz verwildert aus; der Wind heulte durch die öden Klostermauern, und alles hatte hier oben ein widriges und unfreundliches Ansehen. Auf unser Bitten erhielten wir doch ein kleines Mittagsmahl, wofür wir eine Kleinigkeit an Gelde entrichteten, die aber in den Klöstern niemals als Bezahlung, sondern unter dem Nahmen eines Geschenks für das Kloster angenommen wird, das sich auf die Weise immer noch die Ehre der Gastfreiheit zuschreibt, ob es sich gleich, wie jedes andere Wirthshaus, seine Zeche bezahlen läßt.

Wir stiegen nun über Rocca di Papa, dessen Häuser wie Nester am Felsen gebaut sind, den Berg hinunter, bis nach St. Marino, wo wir erst gegen Abend anlangten, und nun noch drei deutsche Meilen bis nach Rom zurücklegten, das wir bei später Nacht erreichten, und für diesmal unsere Wanderung beschlossen.

Raphael und Volatera.

Der Schmerz der Mutter Jesu bei dem Tode ihres göttlichen Sohnes ist durch Raphael und Vo-

latera einer der rührendsten und erhabensten Gegenstände der Kunst geworden.

In dem Gemählde des Volatera, das in der Kirche Trinita di Monte befindlich ist, versinkt die Mutter Jesu unaufhaltsam in ihren Schmerz, ihr Geist scheint ihr entflohen, die Hülle fällt in den Staub darnieder. Je länger man dies Gemählde betrachtet, destomehr fühlt man sich angezogen, und zur Bewunderung über die Erhabenheit des Ausdrucks hingerissen.

Ein Gegenstück hierzu ist die Grablegung Jesu von Raphael, im Pallast Borghese. — Maria Magdalena, mit dem Ausdruck der wehmuthsvollsten Zärtlichkeit neigt, ihren leise athmenden Mund fast bis zu den Lippen des Todten. — Johannes steht gebückt in hingegebenem Schmerz versunken. Joseph von Arimathia schaut mit tröstendem zuversichtlichen Blick und Miene um sich her — Die Träger fühlen nur die Last des Todten. — Die Mutter Jesu sinkt ohnmächtig nieder; eine weibliche Figur neben ihr mit thränenvollen Augen und Wehmuth im Blicke hat dennoch Kraft genug, mit ihren Armen die sinkende Mutter emporzuhalten. —

Rom, den 20. März.

Die heilige Cecilia.

Es ist kein Wunder, daß dies Gemählde von Domenichino so häufig kopirt ist; denn es herrscht ein Ausdruck von Harmonie und Wohllaut darin, der einem jeden sogleich beim ersten Anblick auffällt, und dennoch bei der längern Betrachtung nichts am Reiz verliert.

Man sieht die lauschende Tonkünstlerin, welche die Engelstimmen im Geiste vernimmt, die sie durch irrdische Töne, sterblichen Ohren vernehmbar, nachzubilden strebt. Ein sanftes Entzücken mahlt sich in allen ihren Zügen, und himmlische Andacht glänzt in ihrem schönen Auge.

Unter den Dichtungen von Heiligen ist diese von der Erfinderin der Orgel eine der liebenswürdigsten. — Der heiligen Cecilia ist jenseit der Tiber eine Kirche geweiht, die nach der Märtirersage auf demselben Fleck erbaut ist, wo die Heilige in dem Hause ihres Vaters wohnte, und, als eine standhafte Bekennerinn des christlichen Glaubens, in ihrem Badezimmer enthauptet wurde.

Dies Badezimmer, zu dem man in einer Seitenkapelle einige Stufen hinabsteigt, ist noch in seiner alten Bauart mit seinen Röhren und Zubehör erhalten, und hat daher für den Andächtigen und für den Alterthumsforscher ein gleiches Intresse. Die Kirche selbst ist mit Gemählden ausgeschmückt, welche auf die Geschichte der heiligen Cecilia Bezug haben, und ihr Fest wird mit Vokal und Instrumentalmusik gefeiert.

Apollo in Belvedere.

Man kann freilich sagen: was für ein erstaunlicher Unterschied findet in der bildenden Kunst der Alten zwischen einem Silen und einem Apollo statt; und doch sind beide schön, ein jeder in seiner Art. —

Ein Faun oder Silen kann in seinem Charakter eben so übereinstimmend seyn, wie ein Apollo in dem seinigen. — Wer aber den Apoll gebildet hat, den wird doch wohl ein jeder für einen größern Künstler halten, als denjenigen, welcher nur einen vollkommnen Faun zu bilden fähig war. —

Wer einen Apollo bilden konnte, in dessen Macht stand es auch gewiß, einen vollkommnen

Faun zu schaffen, aber nicht umgekehrt konnte jeder, der einen vollkommenen Faun zu bilden fähig war, auch einen Apoll hervorbringen.

Denn wenn wir gleich zugeben, daß ein jedes Ding in seiner Art vollkommen ist, so müssen wir doch auch gestehen, daß die Arten selber sich wieder untergeordnet sind, und die eine mehr Vollkommenheiten in sich faßt, als eine andere. — So enthält die ganze Thierwelt nicht so viele Vollkommenheiten in sich, als der Körperbau des Menschen —

Der Löwe und das Pferd sind von majestätischer Bildung — die aufrechte Stellung des Menschen aber, und sein zum Himmel emporgehobenes Antlitz, erhebt ihn über beide und über die ganze Thierwelt —

Auch läßt die Menschenbildung von dem Geistigen, was sie in sich fast, am meisten durch ihre sanfte Oberfläche durchschimmern, und erhält dadurch bei der Körperlichkeit ein erhabenes geistiges Gepräge, welches der ganzen übrigen Thierwelt mangelt.

Wo nun dies geistige Gepräge am deutlichsten hervorleuchtet, da ist auch der erhabenste Gegenstand der Kunst; je mehr sich dies Gepräge ver-

liert, und der Ausdruck sich dem Thierischen wieder nähert, desto untergeordneter ist das Kunstwerk. —

In den Bildungen der Alten aber, so wie in ihren Dichtungen, spielt die Thierwelt in die Menschenwelt — es ist der lachende wollüstige Faun, der gleichsam den Gegensatz zu einem majestätischen Apollo macht. — Allein von dem Schönsten war der Maaßstab zu allen niedern Bildungen einmal genommen. In dem hohlen Leibe des ungestalten Satyrs fand man die Bilder der Grazien versteckt.

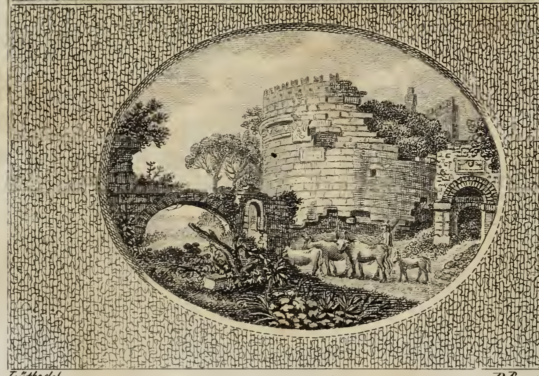
Das Schöne ist eine höhere Sprache.

Wo die Harmonie des Ganzen einen Nahmen erhielt, da enthüllte sich das Schöne; es mochte nun Apollo, Jupiter, oder Minerva heißen; es mochte in der korinthischen Säule leicht emporstreben, oder in der Dorischen mit Felsenkraft dem Druck von oben zu widerstehen scheinen; es mochte in dem zarten Gliederbau der höchsten weiblichen Schönheit, oder in Brust und Schulter eines Herkules sich offenbaren.

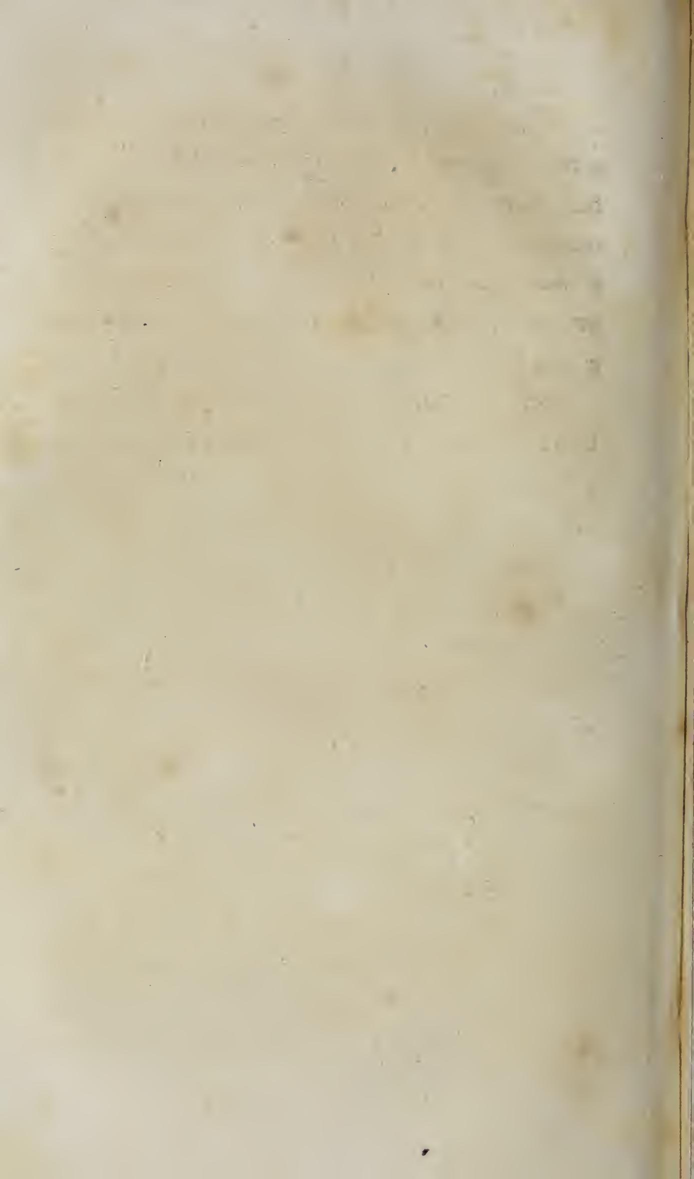
Rom, den 26. April.

Das Mausoleum der Cecilia Metella — Der Quell Egeria.

An einem der schönsten Herbsttage machte ich mit dem Landschaftmahler Hrn. Lütke einen Spaziergang aus der jetzigen Porta St. Sebastiano oder dem Kapenischen Thore, nach Kapo di Bove, welches die jetzige gewöhnliche Benennung von dem Grabmal der Cecilia Metella ist, die sich wahrscheinlich von den bekränzten Schädeln der Ochsenköpfe herschreibt, mit denen das Grabmal an seinem obern Gesimse, gleich einem Opferaltare, verziert ist. Vielleicht schreibt sich diese Benennung auch daher, weil in dieser Gegend ehemals der Flecken Bovillä lag, wohin der Weg von Rom aus wie eine sehr kleine Station betrachtet wurde, so daß der Dichter Martial einem Freunde, der die Lektüre seines Buchs zu früh unterbrach, mit einem Reisenden verglich, der auf dem Wege nach Bovillä schon bei dem Quell der Egeria, welches beinahe die Hälfte der kleinen Station war, ausruhen wollte.



Lütke del. D. Berger fecit 1792



Mein Gefährte und ich thaten dies nicht, sondern wanderten in einem Strich von Rom bis nach Kapo di Bove, wo Herr Lütke von dem Grabmal der Cecilia an Ort und Stelle die Zeichnung entwarf, von welcher das von Herrn Daniel Berger gestochene Kupfer dieser Reisebeschreibung beigefügt ist.

Während daß Herr Lütke zeichnete, saß ich im Schatten des Grabmals unter einem wilden Feigenbaum, der sich aus den Ritzen des Gemäuers mit mächtigem Wuchs empordrängt.

Die Inschrift auf dem Grabmale heißt:

Caeciliae Q. Cretici F. Metellae Craffi.

Hier ruhte also die Asche der Cecilia, einer Tochter des Metellus Cretikus, und Gemahlin des mächtigen und reichen Triumvirs Crassus.

Wir kehrten von hier zurück, um den Quell der Nymphe Egeria zu besuchen, den wir mit Mühe fanden, weil er unter einem Hügel versteckt liegt, auf welchem noch ein alter von Backsteinen errichteter dem Bachus geweihter Tempel steht, dessen Halle noch mit kannelirten korinthischen Säulen von Marmor versehen ist, und der jezt, als eine christliche Kirche, den Nahmen St. Urbano führt.

Von dem Haine der Egeria, am Fuß dieses Hügels, ist keine Spur mehr da. Die Quelle selbst aber sprudelt noch mit kühlendem klaren Wasser, und man sieht noch die alten marmornen Verzierungen; eine verstümmelte Statue der Nymphe, die diesen Ort bewohnte; die Nischen, worin die Bildsäulen der neun Musen standen; dies alles ist mit überhängendem grünen Gesträuch bewachsen, und das ganze macht einen reizenden mahlerischen Prospekt.

Herr Lütke entwarf von dieser Grotte ebenfalls an Ort und Stelle eine Zeichnung, wovon sich eine genaue Darstellung auf der hier beigefügten Kupfertafel befindet.

Ich las während der Zeit in meinem Juvenal, wovon ich eine kleine Taschenausgabe bei mir trug, wie der Dichter auf die nun zerstörten marmornen Verzierungen schilt, welche dies alte ehrwürdige Denkmal entstellten, das einen weit schönern Anblick gewähren würde, wenn der grüne Rand des Ufers in der klaren Fluth sich spiegelte, und der Marmor nicht den röthlichen Fels verdeckte —

Rom, den 6. April.

Ueber Verzierungen.

(Bei Betrachtung der Copien des Raphael.)

Das Zierliche setzt man dem Unbehülflichen der schweren Masse, dem Plumpen entgegen. Der menschliche Geist ist immer würksam, er kann die einförmigen todten Massen nicht dulden, er sucht ihnen Leben einzuhauchen, er schafft und bildet nach sich, von dem armen Wilden, der seinen Bogen schnizt, und sein Kanot regiert, bis auf den erhabensten Künstler —

Was ist es anders, als der innere Trieb nach Vollkommenheit, der sich auch hier offenbart, der demjenigen, was an sich keinen Schluß, keine Grenzen hat, eine Art von Vollendung zu geben sucht, wodurch es sich zu einem Ganzen bildet —

Das schönste Säulenkapital trägt und stützt nicht besser als der stumpfe Schaft —

Das kostbarste Gesimse deckt und wärmt nicht besser als die platte Wand —

Der Mensch will in einem Gebäude nicht nur mit Wohlgefallen wohnen — er will es auch mit

Wohlgefallen ansehen — und es arbeiten für die Nahrung des Auges fast eben so viel Hände als für die Ernährung des Körpers. —

Die Kunst kann sich daher unaufhörlich vervielfältigen; denn das Auge siehet sich nimmer satt, und das Ohr höret sich nimmer satt —

So wie nun aber schon der Anblick des gewölbten Himmels, der grünen Wiesenfläche und des Blattes am Baume, die Seele, welche mit ruhigem Sinn diesen Anblick eröfnet, unmerklich emporzieht und veredelt, so kann auch die geringste wohlgewählte Zierrath durch das Auge die Seele ergötzen, und unmerklich auf die Verfeinerung des Geschmacks und Bildung des Geistes würken —

Daher ist selbst das Streben nach Verzierung ein edler Trieb der Seele, wodurch der Mensch sich von dem Thiere, das nur seine Bedürfnisse befriedigt, unterscheidet. — und wenn dieser Trieb nicht mißleitet wird, so ist er eben so wohlthätig als der Trieb nach Wissenschaft und nach der hohen Kunst —

Wie groß der Trieb des Menschen nach Schönheit sey, sieht man daraus, daß er selbst da, wo die Schönheit nicht mehr statt findet, wenigstens noch die Zierde anzubringen sucht —

Rom, den 10. April.

Ueber Kuppeln, Thürme, Obelisken und Denksäulen.

Selbst die Kuppeln sind schon eine Spielart des Geschmacks, weil man im Grunde, bloß zur Pracht und ohne einen vernünftigen Zweck, ein Gebäude auf's andre setzt — Die ernste Baukunst der Alten vermied diesen üppigen Auswuchs — sie fühlte, daß die Majestät eines Gebäudes auf seiner Zweckmäsigkeit und Einheit beruhet.

Demohngeachtet aber haben diese modernen Kuppeln noch ein weit ernsteres und edleres Ansehen, als die Thürme; weil ihr Umfang zu ihrer Höhe doch weniger unverhältnißmäßig ist, und der Begriff eines Gebäudes sich eher damit verträgt.

Ein Thurm, besonders wenn er isolirt steht, scheint ein Gebäude aus einer andern Welt, und für eine andere Gattung von Wesen zu seyn, als die auf der Erde wohnen. —

Wenn ich hingegen die trajanische oder antoninische Säule anblicke, so verschwindet der Begriff von einem Gebäude ganz, obgleich diese Säu-

len von solchem Umfange sind, daß Treppen darin hinaufgehen.

Die Basreliefs, welche sich in Spirallinien an diesen Säulen hinaufwinden, um die Thaten der Kaiser zu verewigen, denen sie zum Andenken errichtet sind, enthüllen sogleich dem Auge ihren Zweck, und machen, daß wir sie gleichsam wie eine erhabene Schrift betrachten, worin die Nachwelt lesen soll —

Der Obelisk hat zu eben diesem Endzweck freilich ein ernsteres Ansehen, weil er, wegen seiner Zuspitzung, den Begriff des Tragens nicht erweckt, da hingegen eine Säule, die nichts trägt, schon mehr eine Spielart des Geschmacks ist.

Man kann die Vorstellung von Unzweckmäßigkeit nicht vermeiden, wenn man auf den thurmhohen über alle Häuser emporragenden trajanischen und antoninischen Säulen die Statuen erblickt, welche sie tragen. Als Fußgestell zu diesen Statuen betrachtet, ist das Verhältniß ungeheuer, und doch tragen diese Säulen weiter nichts.

Anstatt des Antonins und Trajan stehen jezt die Statuen der Apostel Petrus und Paulus auf diesen Säulen, und machen einen sonderbaren Kontrast mit den Basreliefs, welche die kriegerischen

schen Thaten jener Beherrscher der Welt verkündigen, und sich nun bis zu den Füßen dieser Apostel den Pfeiler hinaufwinden.

Um diese Säulen mit Wohlgefallen zu betrachten, muß man über ihren schönen Inhalt gewissermaßen ihre Form vergessen; das Auge muß bis zum Gipfel diese Schlangenlinien hinaufwandern, und gleichsam Zeile für Zeile wie in einem Buche lesen.

Der große Sonnenobelisk, der ehemals auf dem Kampus Martius aufgerichtet war, und jezt, nicht weit von dem Fleck, wo er gestanden hat, auf einem Hofe darnieder liegt, zeigte mit seinem Schatten die Stunden an. —

Die Aegyptische Pyramide ist ein majestätisches Gebäude, weil ihr Umfang zu ihrer Höhe nicht unverhältnißmäßig ist, und weil sie selber durch ihre Zuspitzung nach oben zu, als ein erhabenes Todtendenkmal, bezeichnend uud bedeutend wird.

Wir stellen nun die Pyramide — den Obelisk — die kolossale Säule — die Kuppel — den Thurm — und das Thürmchen — nebeneinander, um den stufenweisen Uebergang von dem Ernsthaften und Großen zu dem Spielenden und Tändelnden zu bezeichnen.

Das Chinesische Thürmchen weicht von der ernsten Baukunst der Alten am meisten ab, und dient gleichsam, um den höchsten Grad des Kindischen und Spielenden zu bezeichnen.

Die Minarets oder schmalen Thürmchen auf den türkischen Moscheen sind im Grunde bloße Gerüste für die Priester, um das Volk zum Gottesdienste zusammenzuberufen, da man sich keiner Glocken bedienen darf; sie sind daher auch nicht von größerem Umfange, als zu diesem Endzweck nöthig ist, und machen schon deswegen keinen widrigen Anblick.

Unter den Glockenthürmen sind die alten spitzigen oder stumpfen Thürme immer noch erträglicher, als die modernen, wo man das Unverhältnißmäßige des Umfanges zu der Höhe, durch allmälig kleiner werdende Absätze zu verdecken sucht.

Allein dies hat gerade das Ansehen, als ob eine Anzahl kleiner und schmaler Stockwerke von verschiedenen Gebäuden, statt neben einander zu stehen, auf einander gestellt wären.

Am häßlichsten nimmt sich bei diesen modernen Thürmen die kleine Wölbung auf der Spitze aus, welche die Stelle der Kuppel vertreten soll, und

wie eine Zwergenkappe auf dem Scheitel eines Riesen sitzt.

Aschermittwoch.

Ein trauriger und melancholischer Tag ist der Aschermittwoch nach dem Karneval. — Gesang und Freude ist verstummt; Gebet und Büßung und Kasteiung tritt an die Stelle der Lustbarkeit — alle Kirchen sind eröfnet; Ermahnungen und Bußpredigten ertönen von allen Seiten; die Kinder werden täglich in den Geheimnissen der Religion unterrichtet; und wo sonst nie gepredigt wird, sind diese Zeit über Kanzeln aufgebaut.

Eben so schildert der Dichter Martial die melancholische Zeit, welche auf die Saturnalien folgte; Jeder mußte nun, nach diesem kurzen Taumel, zu seinem gewöhnlichen alltäglichen Geschäft zurückkehren, und alles fühlte die Abspannung nach dieser Uebertreibung vom frohen Genuß des Lebens.

Besonders den Kindern war dies fühlbar, welche nun, wie der Dichter sagt:

Von dem geliebten Spiel mit Nüssen
Der drohende Lehrer hinwegrief,
Und ihre kurze Freude hemmte.

Raphaels Stanzen.

Man kann wohl sagen, daß die berühmten Raphaelschen Stanzen im Vatikanischen Pallaste unter allen Zimmern in der Welt am prächtigsten und am schlechtesten dekorirt sind.

Als Verzierung betrachtet, ist die Mahlerei in diesen Zimmern höchst tadelnswerth — denn das Auge findet nirgends Ruhe — wohin man blickt, ist alles bemahlt, und die Einfassung der größern Gemählde selbst besteht wieder aus kleinern Gemählden, wodurch das Ganze ein überladenes Ansehen erhält.

Man sieht, daß Raphaels Geist mit dem erhabenen Despotismus der Kunst hier herrschte, dem alles übrige weichen, und sich unterordnen mußte. — Der größte Mahler war ein sehr unfähiger Dekorateur —

Auch sind diese Zimmer zu kostbar, um bewohnt zu werden, so wie die Mahlerei zu vortreflich, um als Zierde zu dienen. Die Zimmer selbst sind nichts weiter als ein Rahmen zu dieser bewundernswürdigen Darstellung — man denkt fast nicht mehr daran, daß um der Zimmer willen die Gemählde sind. —

Demohngeachtet aber sind die Gegenstände wohl ausgesucht, um den Wohnplatz eines Oberhauptes der christlichen Kirche zu bezeichnen. —

Der erste christliche Kaiser, Konstantin, mit dem Zunahmen der Große, hält eine Anrede an sein Heer — in der Luft von Engeln emporgetragen erscheint ihm das triumphirende Kreuz, mit den Worten: in hoc ſigno vinces!

Das Christenthum überwindet auch im Schlachtgetümmel — Maxentius wird vom Konstantin besiegt —

Der Pabst Sylvester tauft den Kaiser —

Der Kaiser schenkt dem Pabste des heiligen Petrus Erbtheil —

Strafende von Gott gesandte Engel peitschen den Heliodor aus dem Tempel zu Jerusalem, den er berauben will — Eine Anspielung auf die priesterliche Macht — Der Pabst hat die Feinde aus dem Kirchenstaate vertrieben.

In der Messe zu Bolsena ereignet sich ein Wunder. — Dem einsegnenden Priester beim Abendmahl steigen Zweifel auf, und plötzlich wird er gewahr, daß bei der Konsekrirung der Hostie das Kelchtuch blutig wird!— in den Mienen der

Zuschauer liest man den Ausdruck von Verwunderung und Erstaunen. —

Die Apostel Petrus und Paulus erscheinen dem Attila in der Luft, um gegen ihn zu fechten — Der Pabst Leo der Zehnte ist in diesem Gemählde auf einem Maulesel reitend abgebildet, und Raphaels Lehrer, Perugino, reitend auf einem weißen Pferde vor ihm her. —

Ein Doppelgemählde, wo auf der einen Seite der Apostel Petrus im Gefängniß abgebildet ist, unter den schlafenden Wächtern ruhend, wie ihn der Engel weckt, und auf der andern Seite, wie der Engel ihn hinausführt. —

In allen diesen Gemählden also die streitende und triumphirende Kirche —

Nun sind in einem Zimmer die Philosophie, die Jurisprudenz, die Theologie, und die schönen Wissenschaften dargestellt.

Die Schule von Athen, welche die griechische Philosophie in ihren erhabenen Lehrern vor's Auge bringt, habe ich Ihnen schon beschrieben.

Von dem Streit über das Sacrament, welcher die Theologie in ihren unbegreiflichen Geheimnissen darstellt, habe ich Ihnen auch schon eine kurze Schilderung gegeben.

Die Jurisprudenz ist sehr bildlich dargestellt: Klugheit, Mäßigung und Stärke begleiten die Gerechtigkeit — Justinian überreicht dem Trebonius die Pandekten — Gregorius der Neunte übergiebt einem Advokaten die Dekretalien.

Von den Fakultäten ist die Arzneikunde ausgelassen — die schönen Wissenschaften aber sind in der Abbildung des Parnasses, wovon ich Ihnen schon ein Wort gesagt habe, so wie die Philosophie, in der Schule von Athen, mit inniger Verehrung für das griechische Alterthum von dem Künstler dargestellt.

Das lezte Zimmer scheint ganz dazu bestimmt, um die päbstliche Macht und Hoheit in ihr glänzendes Licht zu stellen —

Leo der Vierte siegt über die Saracenen bei Ostia —

Er krönet Karl den Großen. —

Er löscht mit seinem Segenspruch eine Feuersbrunst in der Nähe des Vatikans —

Er schwört, von Bischöfen umgeben, auf das Evangelium, um seine Unschuld zu betheuern.

Rom, den 2. May.

Der Obelisk auf dem Platze del Popolo.

Ich habe Ihnen schon einmal eine Beschreibung von der schönen Perspektive gemacht, wenn man in die Porta del Popolo tritt, wie man vor sich den Obelisk, und den schnurgraden Korso, zur Linken die Straße del Babuino, und zur Rechten die Straße Ripetta, weit hinaufblickt; und wie diese Einsicht in drei Straßen zu gleicher Zeit, noch durch die Zwillingskuppeln am Anfange des Korso, dem Obelisk gerade gegenüber, verschönert wird.

Diese Zwillingskuppeln machen hier den schönsten Effekt, den man sich denken kann; von ihnen ist die Idee zu den beiden Thürmen auf dem Gens'darmenmarkte in Berlin genommen, welche dort gar keine Wirkung thun, weil es ihnen gänzlich an einem Vereinigungspunkte fehlt, der hier durch den Obelisk, welcher gerade in der Mitte vor den beiden gleichgebauten Kirchen steht, und durch das Thor, in welches man eintritt, hervorgebracht wird.

Durch den Obelisk und das Thor erhalten die drei Straßen, welche hier zusammenlaufen, einen schönen Schlußpunkt, und dieser Schlußpunkt wird durch die Zwillingskuppeln am Ende des Korso auf eine frappante Weise vorbereitet. Der große Triangel schließt sich hier gleichsam doppelt, und im verjüngten Maaßstabe.

Die Thürme auf dem Gensd'armenmarkte in Berlin hingegen haben nach allen Seiten zu eine gleiche Richtung; das Auge hat keinen Gesichtspunkt, aus dem es sie besonders betrachten müßte.

Es scheint, zwei ganz gleiche Gegenstände können nie von schöner Wirkung für das Auge seyn, wenn sie nicht eine gewissermaßen nothwendige Beziehung auf ein Drittes haben, woraus sich ein interessanter Gesichtspunkt und Vereinigungspunkt für sie darbietet.

Raphaels Villa.

Nichts Reizenders kann man sich denken, als die Verzierung von Raphaels Schlafgemach, das er sich selbst ausmahlte.

An der einen Wand ist die Hochzeit des Alexander mit der Roxane abgebildet; an der andern sieht

man eine Gruppe von Liebesgöttern, die sich eine Trophäe zum Ziel genommen haben, worauf sie alle zugleich ihre Pfeile abdrücken, und in deren Stellungen eine so reizende Mannichfaltigkeit und Abwechselung herrscht, die das Auge ergözt, man mag das Gemählde betrachten, so lange man will.

Auch das Deckengemählde hat Bezug auf den Triumph der Liebe. Man tritt in dies kleine Schlafgemach wie in ein Heiligthum, und in das Landhaus des Künstlers, wie in einen Tempel; nur Schade, daß der jetzige Besitzer diesen einfachen ländlichen Sitz in einen englischen Garten mit allerlei Spielwerk von winzigen Hügeln, Brücken, Boskets, u. s. w. verwandelt, und ewig Schade, wenn auch die Behausung des Künstlers selbst ein Raub dieser geschmacklosen Zierde und Verschönerungssucht werden sollte, da man jezt noch Wallfahrten zu diesem stillen Wohnplatze des Künstlers anstellt, wo er, im sanften Genuß seiner Tage eingewiegt, vielleicht seine frohsten Stunden verlebte.

Rom, den 14. May.

Der Frühling unter den Ruinen.

Eine unbeschreiblich angenehme Empfindung erweckte es mir, als ich vor einem Jahre, nach einer überstandenen Krankheit, zum erstenmale das alte römische Forum oder Campo Vaccino wieder betrat, wo ich spät im Herbst die Bäume entblättert sah, und nun alles wieder mit jungem Grün überkleidet war.

Die Bäume am Aufgange auf das Kapitol waren wieder dichtbelaubt, und die acht Säulen vom Tempel der Eintracht, und die drei Säulen vom Tempel des Jupiter Tonans schimmerten nur zum Theil dadurch hervor.

Das kleine Gärtchen am Fuße des Tempels der Konkordia prangte wieder mit allen seinen Blumen— die kleine Allee, welche den ehmaligen heiligen Weg bezeichnet, gab wieder ihren Schatten; auf dem eingesunkenen Triumphbogen des Septimius Severus sproßten grüne Zweige mit gelben und rothen Blüthen hervor; und auf dem Gewölbe des Friedenstempels blühte in der Luft ein Garten.

Michel Angelo.

Bei mehreren Kuppeln in den Kirchen Roms sind von berühmten Meistern die vier Evangelisten abgebildet, wie sie gleichsam als Grundpfeiler das Gewölbe stützen; sie sitzen, mit ihren Attributen bezeichnet, in nachdenkender Stellung, mit dem Griffel in der Hand die hohen Offenbarungen niederschreibend — ein Symbol, das nicht übel gewählt ist, um sie als die Grundpfeiler der christlichen Kirche dem emporschauenden Auge der Andacht darzustellen.

In der Sixtinischen Kapelle sind die Propheten und Sybillen abwechselnd, und gleichsam in bunter Reihe, als die Stützen des Gewölbes abgebildet. — Es herrscht ein Ausdruck von Körper- und Geisteskraft in diesen Abbildungen, der sie als übermenschliche Wesen darstellt — ihre Betrachtung erhebt die Seele, und sie sind eine majestätische Zierde dieses Tempels, der den Geist des erhabensten Künstlers in sich faßt.

Raphael.

In den dreizehn Gewölben der Logen von Raphael ist die sogenannte Raphaelsche Bibel enthal-

ten. Dies ist nehmlich eine Folge biblischer Geschichten, die so ausgewählt sind, daß sie an sich die Menschheit interessiren, wenn man auch nicht wüßte, woher sie genommen wären.

Es sind z. B. patriarchalische Scenen; Jakob mit seiner Heerde bei dem Brunnen — die ägyptische Königstochter, wie sie das Kind Moses in einem Kasten am Ufer findet — wirklich erhaben ist die Darstellung, wie Josua betend seine Arme ausbreitet, und mit der einen Hand die Sonne und mit der andern den Lauf des Mondes aufhält. —

So schön und vortreflich ausgeführt aber auch diese Darstellungen in den Raphaelschen Logen sind, so werden sie doch durch die Bibel des Michel Angelo in der Kapelle Sixtina, wovon ich Ihnen einmal ein paar Worte geschrieben habe, an Größe und Erhabenheit der Gedanken weit übertroffen.

Der Weltschöpfer und die Bildung des Menschen von Michel Angelo sind vielleicht das Höchste, was die Mahlerei nur je von erhabenen Gedanken in der Seele des Menschen auszudrücken vermochte.

Rom, den 6. Junii.

Die Porta St. Sebastiano.

Dies ist das ehemalige Kapenische Thor, über welches eine Wasserleitung geführt war, wovon man noch jezt die Ruinen sieht. Es heißt daher auch bei den römischen Dichtern das feuchte Kapenische Thor,

„welches mit großen Tropfen regnet.“

Vor diesem Thore war das kleine Flüßchen Almo, wo das Opfergeräth und die Bildsäule der Göttin Cybele alljährlich gewaschen wurde, und wo auch die Kaufleute am Feste des Merkur sich entsündigten.

Dies Flüßchen hat noch seinen alten Lauf und sein altes Bette unverändert.

Hier war das Grabmal der Schwester des Horatius, wovon man noch jezt den Fleck bezeichnet, und das Feld der Horazier. Die römischen Dichter besingen diese Gegend:

„Wo der Almo das Opfergeräth der phrygischen Mutter wäscht,
„Und das heilige Feld der Horazier grünt.“

Vor diesem Thore war auch der heilige Quell der Egeria, mit den Bildsäulen der Musen, wovon man noch jezt die Ueberbleibsel sieht, und der Flecken Bovillä, wahrscheinlich in der Gegend von dem Grabmal der Cecilia Metella, welches jezt capo di bove heißt. Zu oft ein Gespräch unterbrechen hieß sprichwortsweise: auf dem Wege nach Bovillä bei dem Quell der Egeria still halten."

Theater des Marcellus.

Die Gegend beim Theater des Marcellus war zu Martials Zeiten schon verrufen, und jezt ist es wiederum eine der unsaubersten Gegenden in Rom.

Damals war es der Siz der geringern Handwerker. —

Eine Bartschererinn (tonstrix) wohnte da, wovon Martial schreibt,

„in suburrae faucibus"

zwischen der Tiber und dem Aventin, welche zu schinden pflegte, so wie sie den Bart abnahm; auch hatte der Henker hier seine Wohnung —

Hier war auch das Argiletum, wo der uralte König Evander dem Argos, einem Führer der Ar-

giver, den er gastfreundlich aufgenommen, und den seine Unterthanen ohne sein Mitwissen getödtet hatten, ein Grabmal errichten ließ, um die Blutschuld auszusöhnen.

Die Verleger der Werke des Geistes befanden sich hier; denn Martial redet ein Buch seiner Sinngedichte mit folgenden Worten an:

„Du willst lieber die argiletanischen Buchläden, als meinen Bücherschrank, bewohnen; so gehe denn hin, u. s. w.“

Pons Milvius.

Von dieser prachtvollen Brücke über die Tiber genießt man eine der herrlichsten Aussichten, auf die Anhöhen des Janikulus von der einen, und in die Sabinischen Berge, auf der andern Seite.

Hier einen Sonnenuntergang zu betrachten, ist das erhabenste Schauspiel, das man sich denken kann. Darum ist es auch wohl der Mühe werth, eine Stunde weit zu gehen, um dieses Anblicks zu genießen — auch ist dies, wie Sie schon wissen, der vorzüglichste und beliebteste Spaziergang der Römer.

Nur pflege ich immer lieber den einsamen schmalen Weg hinter den Gärten, am Ufer der Tiber,

als

als die ermüdende schnurgrade Straße zu wählen.

Am Ende des Pons Milvius steht ein heiliger Nepomuk, der einen sehr widrigen Anblick macht; und neben einem Marienbilde in einer Nische hat ein Bettlereremit seinen Posten, der die Vorübergehenden um ein Allmosen in Anspruch nimmt.

Rom, den 20. Junii.

Spaziergänge der alten Römer.

Die prachtvollen bedeckten Gänge auf dem Kampus Martius waren die Spaziergänge der alten Römer. So auch die Septa auf dem Marsfelde, wo bei den Komitien zu der Wahl der obrigkeitlichen Personen die Stimmen gesammlet wurden. — Nach den Komitien wurden diese Septa wieder von den Krämern eingenommen, so, daß hier ein beständiger Markt war. —

Nicht weit von diesen Septis war der Portikus der Argonauten, bei dem Tempel des Neptun. — Der sogenannte korinthische Portikus, der aus hundert Säulen von korinthischem Erz bestand. — Der Portikus der Europa auf dem Marsfelde, welcher von einem Gemählde, das den Raub der Europa vorstellte, den Nahmen führte.

Wenn man sich in den bedeckten Gängen müde gewandert hatte, so ging man in die Bäder, wo sich Bekannte trafen, und wo alles zum frohen geselligen Genuß des Lebens einlud, weil jede Art von Vergnügungen sich hier zusammendrängte.

Von dem allen ist nun keine Spur mehr da — Der Korso und die Villa Medicis sind jezt die einzigen öffentlichen Spaziergänge der Römer in der Stadt.

Die Gegend von Maria Maggiore.

In dieser jezt einsamen Gegend bin ich oft gewandert, voll vom heiligen Andenken an die Vorzeit, wovon uns nach einem Jahrtausend noch ein so schönes Bild aufbewahrt ist.

Hier waren das Haus und die Gärten des Mäcen, die Wohnung Virgils und des jüngern Plinius auf dem Esquilinischen Berge.

Schmale Gänge zwischen Weingärten führen hier auf irgend ein einsames Kloster zu. — Zwischen niedrigen Weinstöcken ragen die bemoosten Ruinen von dem runden gewölbten Tempel der Minerva Medika empor —

Die verödete Villa Negroni ladet in ihre dunkle Cypressenalleen zu melancholischen Betrachtungen ein. Der Tempel Maria Maggiore selbst, mit seiner niedrigen flachen Decke und düstern Säulengängen, erfüllt die Seele mit heiligem Schauer.

In dem ehemaligen Vikus Patrizius steigt man ins Thal hinab, wo man ehemals den Tempel der

Cybele und Vesta sah, und jezt auf die Villa Negroni blickt. —

Steigen und Fallen der Kunst.

Je höher das Schöne steigt, je seltner kann es da seyn, und das höchste Schöne findet nur einmal statt. — Bis es gebohren ist, kann die Kunst noch aufwärts streben — die Frucht ist noch eingehüllt; die Blätter jung und schön — allein die gereifte Frucht fällt ab — die Blätter welken —

Der bildende Nachahmungstrieb, wodurch die schönen Künste entstanden, wird endlich durch die Neuerungssucht verdrängt, wodurch sie wieder sinken. —

Der Nachahmungstrieb hüllt allmählig, was ineinander war, auseinander, um es zu entwikkeln — die Neuerungssucht reißt das, was durch Natur und Kunst schon entwickelt auseinander war, voneinander, und trägt es wieder zusammen — ihre Bildungen werden sonderbar, das heißt, einzig in ihrer Art, ohne schön zu seyn — abentheuerlich, das heißt, wie durch den wunderbarsten Zufall in eins zusammengeworfen — ungeheuer, das heißt, so einzig durch Disharmonie, wie das Schöne durch Harmonie.

Rom, den 16. Julii

Roms Straßen.

In dem alten Rom waren in den Zeiten der höchsten Ueppigkeit die Straßen durch die Krämerbuden so verengt, daß man fast nicht darin gehen konnte.

„Ganz Rom war eine einzige große Krämerbude" sagt der Dichter Martial. — Domitian verschönerte die Stadt, und räumte diesen Uebelstand aus dem Wege.

Aller Wahrscheinlichkeit nach giebt es viel geradere und schönere Straßen in dem neuen, als in dem alten Rom, wo alles so enge wie möglich in und auf einander gebaut war.

Der Korso, die Strada Giulia, del Babuino, und Ripetta, u. s. w. haben wirklich ein großes und edles Ansehen, und sind unter die schönsten Straßen in Europa zu zählen.

Die sogenannten Fritteroli, welche auf den Straßen kochen, und für jeden Vorübergehenden eine wirthbare Tafel bereit halten, machen gar keinen unangenehmen Anblick; sondern vermehren die Lebhaftigkeit und Munterkeit an den Orten, wo sie sich aufhalten.

Forum Transitorium.

Einen sehr anschaulichen Begriff von einem merkwürdigen Theile des alten Roms kann man sich jezt noch machen, wenn man am Fuße des Kapitols bei dem Triumphbogen des Septimius Severus steht. —

Man sieht hier durch eine schmale Straße in die Ruinen von dem Forum des Nerva, wo man sich deutlich das Forum Transitorium denken kann, welches noch jezt einen Durchgang gewährt, daß man nicht über den Kapitolischen Berg zu gehen braucht. —

Nach dem Friedenstempel zu war das Julische Forum, und hinter St. Luka, der jezigen Mahlerakademie, war das Forum des Augustus. —

Der Dichter Martial beschreibt daher die Aussichten von einem Janus Quadrifrons, welcher hier ehemals stand:

„Du hast so viel Fora als Gesichter."

nehmlich nach dem römischen Forum, oder jezigen Kampo Vaccino, nach dem Julischen Forum, nach dem Forum des August, und nach dem Forum Transitorium, welches mit ungeheuren Mauern umgeben war, die zum Theil noch jezt erhalten sind. —

Persius.

Schon zu Persius Zeiten wurden Poesie und Beredsamkeit zu einem bloßen Kitzel der Ohren herabgewürdigt, und leeres Wortgeklimper trat an die Stelle von ächten Dichterschönheiten.

So wie jezt das schmachtende: bello! bei den Gesängen der Kastraten, hörte man auch damals schon das: euge! belle! bei dem hinschmelzenden weibischen Redner wiedertönen.

Nichts ist karakteristischer, als der Unwille, womit der Dichter Persius über den ausgearteten Geschmack der Römer, sich in abgebrochenen Ausdrücken äußert, wo er gleichsam auf sich selber zürnet, daß er es der Mühe werth hält, nur noch ein Wort über alle dies Nichts, über alle diese verächtliche Leerheit und Kleinheit zu verlieren.

„Quantum est in rebus inane!"

Die Verderbtheit und Weichlichkeit der Sitten konnte nie weiter gehn, als wie sie damals ging; wenn jezt ein Persius aufstände, der müßte über Pfaffendruck und Ueppigkeit, und Volksbettelei und Aberglauben seine Geissel schwingen.

Vielfältigkeit und Mannichfaltigkeit.

In einer Landschaft, wo die verschiedensten Gegenstände aus der Pflanzen- Thier- und Menschenwelt, ohne Plan und Zweck zusammengedrängt sind, wie z. B. in einigen niederländischen Darstellungen des Paradieses, herrscht Vielfältigkeit, aber keine Mannichfaltigkeit.

Wo Mannichfaltigkeit herrscht, da bietet sich bei den verschiedensten Gegenständen dennoch ein Hauptgesichtspunkt für das Ganze dar, worunter sich alles übrige ordnet, und die Uebersicht dem Auge erleichtert wird.

Rom, den 18. Julii.

Der Segen.

Ein Segenspruch des Pabstes vom Balkon der Peterskirche ist wirklich eine merkwürdige Erscheinung. — Man steht wie betäubt, wenn man die ungeheure Menge von Menschen voll Erwartung sieht, als ob wirklich eine der wichtigsten Begebenheiten in einigen Augenblicken sich ereignen würde.

Die Vorbereitungen dauern wohl eine halbe Stunde; dann fährt plötzlich, wie eine Erscheinung, der Pabst mit der dreifachen Krone auf dem Balkon in die Höhe, und an jeder Seite wird ein glänzender Pfauenschweif emporgehalten, der hier gewiß kein unbedeutendes Symbol ist, um die stolze Pracht des Oberhauptes der Kirche zu bezeichnen —

So wie nun der Pabst seine Arme gen Himmel ausbreitet, gleichsam als ob er den Segen von oben herab erringen wollte, womit er die Erde beglücken soll, stürzt das ganze versammelte Volk auf die Kniee nieder, und eignet sich mit lauten Schlägen an die Brust den himmlischen Segen zu, während daß der Donner der Kanonen selbst den

Sterbenden und Kranken auf ihren Betten den Trost von oben herab verkündigt, um durch gläubige Zueignung seiner auch theilhaftig zu werden.

Der Anblick der niederstürzenden sich vor die Brust schlagenden Menge ist groß und rührend, man mag auch von der Abgeschmacktheit und Unbedeutsamkeit des ganzen Auftritts noch so überzeugt seyn.

Nach einer kleinen Pause holt der Pabst mit ausgebreiteten Armen den Segen noch einmal vom Himmel, und theilt ihn aufs neue über das Volk aus. —

Ein armer Bauer, der vor mir knieete, hatte eine Anzahl Rosenkränze in seinem Hute, die er durch den Segen des Pabstes weihen ließ. — Während der Pause, zwischen dem ersten und zweiten Segen, schüttelte er sie sorgfältig um, damit die untersten oben kamen, und auch durch den Segenspruch geweiht werden möchten. —

Der verstorbene Pabst Ganganelli sprach einst kurz vor der Benediktion mit einigen Engländern, und äußerte: sie würden wahrscheinlich wohl der Ceremonie nicht beiwohnen; sie möchten es aber immer thun, denn es sey doch keine schlimme Sache, von einem alten Manne gesegnet zu werden. —

Das öffentliche Leben der alten Römer.

Das glänzendste in dem Leben der alten Römer waren die Komitien, wo das Volk sich auf dem Marsfelde versammelte, um über die wichtigsten Angelegenheiten der Republik durch die Mehrheit der Stimmen zu entscheiden.

Da es nun keine wichtigere Angelegenheit eines Freistaates geben kann, als die Regierung durch sich selber, so mußte auch die Auswahl derjenigen Personen aus seinem Mittel, denen er sich auf eine gewisse Zeit unterordnete, unter allen Verhandlungen des Volks die größte Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Da nun die obrigkeitliche Würde größtentheils nicht länger als ein Jahr dauerte, so mußte durch die jährliche Wiederbesetzung derselben, durch freie Wahl, das öffentliche Leben eine immer zunehmende Elastizität erhalten.

Die Kräfte wurden gleichsam mit sich selbst vervielfältigt; jeder wiederkehrende Zeitraum wurde ein für sich bestehendes Ganze, bis jedes Jahr zulezt, mit dem erstaunlichen Anwuchs der Macht des römischen Volks, an Thaten zu einem Jahrhundert wurde.

So wie alljährlich die großen Rollen wechselten, verjüngte sich das öffentliche Leben, und schöpfte neue Thatkraft aus sich selbst. Man könnte sagen, daß die wachsende Blume der römischen Herrlichkeit bei diesem jährlichen Wechsel der glänzendsten Dinge, sich gleichsam zusammenschloß, um sich desto prachtvoller wieder zu eröfnen.

Die Komitien, wo die Konsulwürde selbst aufs neue wieder besetzt wurde, waren unter allen die glänzendsten — da war gleichsam die vollste Blüthe des öffentlichen Lebens, wo ein freies Volk sein unabhängiges Daseyn sich jedesmal sinnlich vor's Auge brachte.

Das ganze Volk in seinen hundert drei und neunzig Abtheilungen erschien bewafnet bei diesen Komitien, und übersahe sich selber nach Zahl und Gewicht — denn durch den Census oder die Volksschätzung war Vermögen, Wohnung, Kinder u. s. w. auf das genaueste bezeichnet.

Die Kandidaten zu den obrigkeitlichen Würden, in ihren weißen glänzenden Kleidern, standen auf den Anhöhen, vor dem collis hortulorum, wo jezt die große Treppe nach Trinita di Monte hinaufgeht, und zeigten sich dem versammelten Volke auf dem Marsfelde.

Rom, den 24. Julii.

Italiänische Sprichwörter.

Der Esel ist in Italien ein bedeutendes Thier — eine Menge Sprichwörter sind von ihm hergenommen.

Unser: Noth bricht Eisen, heißt im Italiänischen: la necessita fa trottare l' asino, die Noth macht selbst den Esel traben.

Daß aber auch eine erzwungene Anstrengung nicht von langer Dauer ist, wird wiederum sehr bedeutend durch das Sprichwort vom Esel bezeichnet: il trotto d' asino dura poco, der Trab des Esels währt nicht lange.

Unser: wenn die Katze nicht zu Hause ist, u. s. w. heißt im Italiänischen: quando il mulino é serrato, gli asini trescano, wenn die Mühle zugeschlossen ist, so springen die Esel —

Weil in Italien die Gewohnheit ist, daß der Eseltreiber immer mit einem spitzigen Stecken hinterhergeht, und das Thier antreibt, so schreibt sich daher auch ein Sprichwort, welches ohngefehr so viel sagen will, als unser Noth bricht Eisen:

asino punto convien che trotti, der gestochene Esel muß wohl traben.

Die folgenden Sprichwörter im Italiänischen drücken den Begriff weit milder, als die ähnlichen Redensarten im Deutschen, aus:

Chi entra mallevadore, entra pagatore, wer als Bürge eingeht, geht auch als Zahler ein; dagegen sticht unser hartes und grausames: den Bürgen soll man würgen, sehr auffallend ab.

Speroni propri, e cavalli d'altri fanno corti le miglia, eigne Sporen und fremdes Pferd, macht die Meilen kurz, welches ebenfalls den Begriff weit milder bezeichnet, als unser grausames: aus andrer Häuten ist gut Riemen schneiden.

Um zu bezeichnen, daß mit jeder Annehmlichkeit zugleich eine Unannehmlichkeit verknüpft sey, giebt es im Italiänischen ein sehr ausdruckvolles Sprichwort: ogni carne ha il suo osso, jedes Fleisch hat seine Knochen.

Unser sich nach der Decke strecken, ist sehr artig im Italiänischen ausgedrückt: fare il passo secondo la gamba, den Schritt nach dem Beine machen — weil das Bein nicht weiter schreiten kann,

als es lang ist, so ist der Begriff fast noch treffender, als im Deutschen, durch dieses Sprichwort bezeichnet.

Sehr karakteristisch wird die religiöse Furcht bezeichnet: scherza coi santi, e lasciastarsanti, spiele mit den Kindern, und laß die Heiligen in Ruhe.

Gerade die beiden Dinge, welche am meisten dem Zufall ausgesetzt sind, werden durch ein Sprichwort einer festen Vorherbestimmung zugeschrieben: nozze e magistrati sono da Dio destinati, Hochzeiten und obrigkeitliche Würden sind von Gott vorherbestimmt.

Sehr bezeichnend in Ansehung der Trägheit, als eines Karakterzugs bei dem Italiäner, ist auch das chi va piano, va sano; chi va presto, more lesto; wer langsam geht, geht wohl, wer schnell geht, eilt zum Tode.

Und das Vergnügen am Uebervortheilen und Ueberlisten: con arte e con inganno, si vive mezzo l'anno, con Inganno e con arte, si vive l'altra parte, mit Betrug und List lebt man das halbe Jahr, mit List und Betrug die andre Hälfte.

Dies Sprichwort hat viele Aehnlichkeit mit dem witzigen Einfall eines Pabstes, der, als er zum erstenmale auf dem Balkon der Peterskirche den Segen ertheilte, über die Menge Volk erstaunte, und fragte, wovon sie lebten? Sie betrügen einer den andern, erwiederte ein Prälat; ed io tutti quanti, und ich alle insgesamt! versetzte der Pabst, indem er die Hände aufhob, um den Segen zu ertheilen.

Unser: wessen das Herz voll ist, geht der Mund über, ist im Italiänischen durch einen artigen Gegensatz ausgedrückt: chi ha nel petto fiele, non puo sputar miele, wer im Herzen Galle hat, aus dessen Munde kann nicht Honig träufen.

Auch der alte römische Stolz lebt noch in einem Sprichworte: Il Romano non é vinto, se non é sepolto, den Römer überwindet nur das Grab. —

Unser: Gewalt geht vor Recht, ist etwas schmutzig ausgedrückt, durch la forza caca sopra la ragione, die Gewalt . . . . auf das Recht.

Ein sonderbares grammatikalisches Sprichwort ist auch das folgende, wodurch unser: sagen

und thun ist zweierlei, ausgedrückt wird: I fatti sono maschj, e le parole femine, sind die Thaten generis masculini, die Worte generis feminini. Die Uebereinstimmung zwischen der grammatikalischen Form und der wörtlichen Bedeutung der Worte macht hier ein artiges Ideenspiel. —

Pallast Farnese.

Man kann wohl behaupten, daß dieser Pallast das schönste moderne Gebäude in der Welt sey — Pabst Paul der achte ließ das Kolossäum zur Hälfte zerstören, um diesen Pallast aufzubauen, und Michel Angelo zeigte auch hier seinen großen Geist, indem er diese kostbaren Materialien zu einer so schönen und edlen Masse wieder ordnete, welche durch ihre Verhältnisse und ihren Umfang Aug' und Seele füllt, und den Charakter eines Gebäudes in seiner ganzen Majestät ausdrückt.

Vor dem Pallaste ist ein schöner freier Platz, der die völlige Ansicht und Uebersicht desselben verstattet.

Zwei Springbrunnen ergießen sich in ungeheure Schalen von Granit, welche aus den Bä-

dern des Titus hieher gebracht, und eine kostbare Zierde dieses Platzes sind.

Die Außenseite des Pallastes macht den schönsten Anblick; die Bogengänge im Innern des Hofes aber geben ein dunkles und gedrücktes Ansehen.

In einem der Säle des Pallastes befindet sich die sogenannte Gallerie des Hannibal Caracci, eine Anzahl Gemählde in Fresko, woran dieser Meister acht Jahre arbeitete.

In der Mitte am Gewölbe ist Ariadne und Bachus in Begleitung von Bachantinnen, Faunen und Satyrn dargestellt —

Ferner, Pan, der die Wolle seiner Heerde der Diana opfert — Merkur, der dem Paris den goldnen Apfel bringt — Ein Triton, der die Galathee umschlungen hält —

Aurora, die den Orpheus, Apollo, der den Hyacynth, der Adler des Jupiter, der den Ganymed entführt —

Auf der einen Ecke des Gewölbes Polyphem, der Galathea ein Lied vorspielend, auf der andern den Acis mit einem Felsenstücke werfend —

Juno, die sich mit dem Gürtel der Venus dem Bette des Jupiter nähert, und Diana, den Endymion liebkosend. Herkules in den Kleidern der

Omphale — Anchises, der Venus den Kothurn abziehend. —

An dem einen Ende, wie Perseus die Andromeda vom Felsen erlöset; am andern Ende, wie er den Phineas mit seinen Gefährten durch das Haupt der Medusa in Stein verwandelt —

Dies Verzeichniß ist nicht unbedeutend, weil man daraus sieht, wie der Künstler durch alle diese mythologische Dichtungen einen einzigen Gedanken auszusprechen suchte: die Macht der Liebe.

Verzierungen.

Aus dem Grundsatze des Isolirens, des Heraushebens aus der Masse, lassen sich die Ornamente am natürlichsten erklären.

Warum verschönert der Rahmen ein Gemählde, als weil man es isolirt, aus dem Zusammenhange der umgebenden Dinge sondert.

Die Schönheit des Rahmens, und die Schönheit des Bildes fließen aus ein und demselben Grundsatze. — Das Bild stellt etwas in sich Vollendetes dar; der Rahmen umgrenzt wieder das in sich Vollendete. Er erweitert sich nach außen zu, so

daß wir gleichsam stufenweise in das innere Heiligthum blicken, welches durch diese Ümgrenzung schimmert.

Durch den Werth und Umfang des Gemähldes zeichnet die Grenzlinie sich von selber, wo der Rahmen ein plumpes überladenes Ansehen erhalten, und das Ganze dadurch wie erdrückt scheinen würde.

So wie der Rahmen am Gemählde, sind die Einfassungen überhaupt, durch die Idee des Isolirens oder Heraushebens aus der Masse zu Verzierungen geworden; der Saum und die Bordirung am Gewande; der Purpurstreif auf der Toga der alten Römer; der Ring am Finger; und um das Haupt die Krone und das Diadem.

Menschliche und thierische Bildung.

In der menschlichen Form ist bei der größten Mannichfaltigkeit die größte Einheit. — Alle Thiergestalten sind gleichsam nur Abarten oder Spielarten von der menschlichen Form.

Allenthalben ist Leib und Kopf; aber nirgends alles übrige, so auf den Kopf und das Auge hindeutend, wie bei dem Menschen. —

Bei dem Menschen ist das Haupt die Vollendung des Ganzen, und alles übrige weist darauf hin — alles übrige ist dazu gleichsam die Stufenleiter —

Bei dem Thiere bücket sich das Haupt zur Erde, und dient dem Körper nur, um ihn mit Nahrung zu versorgen —

Bei dem Menschen ist der ganze übrige Körper dem Haupte dienstbar.

Demohngeachtet nimmt die Kunst in einzelnen Theilen zu der Thierwelt ihre Zuflucht, um ihre Bildungen zu verschönern — Jupiters Haupt schüttelt die Löwenmähne — und auf der Schulter eines Herkules strebt der Nacken des Stiers empor.

Rom, den 3. Aug.

Raphaels Logen.

Eine der reizendsten Darstellungen ist, wie die Tochter des Pharao den künftigen Heerführer der Israeliten als ein hülfloses Kind am Ufer findet.

Diese Darstellung ist eben deswegen so schön, weil sie so menschlich, und auch ohne alle Geschichte gleich jedem Auge und Herzen verständlich ist.

Die Prinzessinn mit ihren Begleiterinnen steht am Ufer, und sie schauen liebevoll und neugierig auf das lächelnde Kind herab, zu dem sie sich, um es aufzuheben, hinunterbücken. —

Die Arabesken in Raphaels Logen.

Der Ausspruch des Horaz:

„Mahlern und Dichtern war von jeher alles zu
„wagen erlaubt"

scheint in den Arabesken das herrschende Gesetz zu seyn.

Zu den Zeiten des Augusts lebte schon ein gewisser Ludius in Rom, der, wie der ältere Plinius erzählt, zuerst die Wände der Zimmer mit kleinen Landschaften bemahlte, wo lasttragende auf-

geschürzte Frauen durch Sümpfe wadeten, und sich fürchteten zu fallen, und dergleichen sonderbare Gegenstände mehr, welche von dem Ernst der alten Kunst abwichen.

Vitruv eifert dagegen, als gegen einen unverzeihlichen Mißbrauch der Kunst; die Alten, sagt er, nahmen den Stoff zu ihrer Mahlerei von wahren und ernsten Gegenständen —

Die Neuern pflanzen ein dünnes Rohr anstatt der Säulen hin — sie stellen auf langen Leuchtern stehende Figuren dar — zarte, in sich gewundene Stengel schießen hervor, auf denen phantastische Wesen tanzen, wovon man nicht weiß, wie sie dahin kommen. — Aus den Blumen wachsen Köpfe, die halb Menschen halb Thieren ähnlich sind, u. s. w.

Alle diese Deklamationen der Kunstverständigen aber halfen nichts, da die Phantasie einmal zu spielen geneigt war.

Unter dem Pabst Leo dem zehnten wurden zuerst, in den Ruinen von dem Pallast und den Bädern des Titus, die mit enkaustischen Mahlereien verzierte Wände wieder aufgefunden. Und alles lief nun plötzlich zu, und bewunderte. Raphael mit seinem Schüler Johann von Udino kam auch dahin, und man giebt ihm Schuld, daß er hier von der alten

Mahlerei verschiedenes vernichtet habe, um sich das Verdienst der neuen Erfindung davon zuzueignen.

Dies war nun für die Neuerungs- und Modesucht und für den spielenden Geschmack ein erwünschter Fund. —

Es entstand ein neuer Zweig der Kunst, der durch den Zufall, daß in verschütteten unterirdischen Wohnungen oder Grotten diese muthwilligen Spiele der Phantasie wieder aufgefunden wurden, seine Benennung des Grotesken erhielt, welche Benennung nachher zu einem allgemeinen Kunstwort wurde, die auch zu einer besondern Unterscheidung des Komischen überhaupt dienen mußte, das man nun da, wo es ins Possierliche und Phantastische fällt, das Groteske Komische nennt. —

Die Logen oder auswendigen gewölbten Gänge, welche in dem innern Hofe des vatikanischen Pallastes um den obern Stock laufen, waren von Bramante unvollendet geblieben, und Raphael verzierte nun die vierzehn Pfeiler, welche die dreizehn Gewölbe in diesen Logen unterstützen.

Thiere — Masken — Laubwerk — Kameen — Vasen — Trophäen — Sirenen — Ter-

men und Terminetten — Satyren — kleine Schilde — Gesimswerke — Pavillons — Waffen — Insekten — u. s. w. befinden sich in diesen Zusammensetzungen in der wunderbarsten Mischung. —

Demohngeachtet reihet sich auch hier noch alles zu einer gewissen Einheit — Es ist gleichsam die Stufenleiter der Wesen, die man hier hinaufsteigt — ein schönes Labyrinth, worin das Auge sich verliert —

Nur muß man sich wohl hüten, diese Zusammenfügung wie eine Art von Hieroglyphen zu betrachten, wo man alles deuten will — in einigen dieser Zusammensetzungen entdeckt sich wohl eine Art von Plan — Vieles aber ist auch bloß ein Werk der Laune, wo schlechterdings keine Ausdeutung weiter möglich ist, sondern die muthwilligen Spiele der Phantasie sich blos um sich selber drehen —

Es ist das Wesen der Zierde selbst, die sich an kein Gesetz bindet, weil sie keinen Zweck hat, als den, zu vergnügen. —

Spielarten des Geschmacks.

Bei den Spielarten des Geschmacks herrscht die Mannichfaltigkeit über die Einheit, bei dem

ächten Geschmack ist die Mannichfaltigkeit der Einheit untergeordnet.

Durchbrochene und eingelegte Arbeit, Mosaiken, Grotesken, und Arabesken, sind Spielarten des Geschmacks, wo die Mannichfaltigkeit das herrschende und die Einheit ihr untergeordnet ist.

Man kann wohl behaupten, daß die Peterskirche selbst eine Spielart des Geschmacks im Großen ist; es ist eine Riesenidee, ein Pantheon in der Luft zu erhöhen — aber die Vernunft sieht keinen Zweck davon ein. —

Der ganze untere Theil ist entweder nur wie ein Gerüst zu dem obern zu betrachten, oder der obere Theil, die Kuppel selbst, bleibt immer ein überflüssiger Aufsatz zu dem untern.

Beim Anblick des mayländischen Doms weiß man kaum, ob man dies Gebäude nicht vielmehr wie eine aufgethürmte Stadt, als wie ein Gebäude betrachten soll — unzählige Gipfelchen und Thürmchen, wie lauter kleine Häuser, streben aus der ungeheuren Masse empor, und nur durch den mittelsten höchsten Gipfel erhält das Ganze eine Art von Vereinigungspunkt.

Allegorie.

Die spielenden Allegorieen sind gleichsam nur wie eine Art von erklärender Sprache — sie sind gleichsam eine Unterschrift unter das Hauptgemählde, die aber an sich selber, wenn sie auch z. B. nicht die Macht der Liebe allegorisch andeutete, doch eine Reihe sehr angenehmer Darstellungen ausmachen würde.

So spielen Amoretten in den Feldern unter den Hauptgemählden von den Ereignissen der Psyche, in der Farnesine, mit den Attributen der höhern Götter:

Mit dem Donnerkeil des Jupiter;
Mit dem Dreizak des Neptun;
Mit dem Zweizak des Pluto und dem Cerberus;
Mit den Waffen des Kriegesgottes;
Mit Köcher und Bogen des Apollo;
Mit dem Stabe des Merkur;
Mit der Flöte des Pan;
Mit Zange und Hammer des Vulkan;
Mit der Keule des Herkules.

Die Hauptgemählde

haben folgenden Inhalt:

Venus zeigt dem Amor die Psyche, auf die er zielt —

Amor zeigt die Psyche den Grazien —

Venus beklagt sich bei der Juno und der Ceres, daß sie die Psyche verbergen.

Venus fährt in ihren mit Tauben bespannten Wagen zum Jupiter.

Sie bittet den Jupiter um die Strafe der Psyche.

Merkur begiebt sich auf den Weg, um die Befehle des Jupiter zu vollziehen.

Psyche bringt die Büchse der Proserpina.

Sie überreicht die Büchse der verwunderten Venus.

Jupiter giebt seine Einwilligung dem Amor, sich mit der Psyche zu vermählen. Psyche wird vom Merkur zum Himmel emporgetragen.

Zwei große Gemählde folgen nun:

Venus und Amor tragen ihren Streit in der Versammlung der Götter vor, und Merkur überreicht der Psyche den Göttertrank.

Die Hochzeit des Amor und der Psyche wird durch ein Göttermahl gefeiert — die Grazien träufeln Balsam auf die Neuvermählten — Die Horen streuen Blumen über die Tafel aus; und die

versöhnte Venus selbst führt tanzend den Chor der Musen an.

Kapitolium.

Beim Eingange auf den Hof der Konservatoren, wo man ehemals zu dem Tempel des Kapitolinischen Jupiters hinaufstieg, steht jezt die Inschrift:

Capitolium praecipuum Jovi olim consecratum, nunc vero Deo; u. s. w.

Das Kapitol, ehemals dem Jupiter geheiligt, und nun dem wahren Gott!

Man steigt nun eine grünbewachsene breite Treppe hinauf, und es ist sehr täuschend, wenn man an den Seitenwänden die Basreliefs erblickt, wo noch der Tempel des kapitolinischen Jupiters, welcher ehemals auf diesem Fleck stand, abgebildet ist, mit dem Opfer, das in diesem Tempel für die öffentliche Wohlfahrt Roms den Göttern dargebracht wurde.

Servius Tullius fing das Kapitolium an zu bauen — Tarquinius Superbus vollendete es — nach vierhundert Jahren brannte es ab — Sylla ließ es wieder bauen, und Katulus Lutatius vollendete es.

Unter dem Vitellius brannte es wieder ab, und Domitian stellte es wieder her. — Das neue Kapitolium nun hat der Pabst Bonifacius der neunte errichten lassen, und das Hauptgebäude ist die Wohnung des jezigen einzigen römischen Senators. — Unten ist das Stadtgefängniß, wo auch die Schuldner sitzen — sie reichen an einer langen Stange einen Beutel aus dem Gitterfenster, und flehen die Vorübergehenden um ein Allmosen an. —

Rom, den 12. Aug.

Esquilinischer Hügel.

Der Weg von der Kolonna Trajana auf den Esquilinischen Hügel ist noch jezt wegen der Fleischscharren und der Eßwaaren, die da verkauft werden, eine der schmutzigsten Gegenden in der Stadt Rom.

Der Dichter Martial hatte einen Patron, der auf dem Esquilinischen Berge wohnte.

Er beklagt sich, daß er, wenn er seinen hohen Gönner besuchte,

„sich den hohen Weg des vorstädtischen Hügels hin„auf arbeiten müsse, wo die schmutzigen feuchten „Steine keinen sichern Schritt thun ließen, und wo „man sich durch die langen Züge der Maulesel erst „durchdrängen müsse.“

Zufälliger Weise ist dies nun alles wieder eben so, und die Beschreibung Martials paßt noch jezt, so wie damals, auf denselben Fleck. — Nur daß es jezt auf dem Esquilinischen Hügel keine Paläste der Vornehmen und Reichen mehr giebt, sondern, außer ein paar Klöstern, ist diese ganze Anhöhe jezt mit Weinbergen und Ruinen bedeckt.

Martial selbst wohnte, als er dieses schrieb, nicht weit vom Kapitolium, nach dem Tiburtini-

schen Thore zu, bei der Porta Tiburtina, wo der ländlichen Flora ein Tempel erbaut war.

Mausoleen.

Das Mausoleum des Hadrians am jenseitigen Ufer der Tiber, welches jezt, in die Engelsburg verwandelt, die Bastille der Stadt Rom geworden ist; schräg gegenüber das Mausoleum des Augustus am diesseitigen Ufer der Tiber, wovon nur noch die untern Mauern stehn, und in welchen jezt die Stiergefechte gehalten werden; müssen, da sie noch in aller ihrer erhabenen Pracht gegen einander über stehend, sich in den Wellen der Tiber beschauten, einen großen und majestätischen Anblick gewährt haben, der dem Dichter Martial die folgenden beiden Zeilen eingab:

„Diese Mausoleen gebieten uns zu leben,
„Weil sie lehren, daß auch Götter sterben!"

Aussicht von der Peterskuppel.

Von dem kleinen Geländer der Laterne blicke ich auf die Kuppel herunter; ihre ungeheuren Reiffen erstrecken sich dicht bis zu meinen Füßen hin — in der Ferne vor mir sehe ich das

Meer

Meer — zur Rechten den Sorakte — die Villa Millini mit ihrem dunkeln Cypressenhaine — längs dem Ufer der gelben Tiber die lange Allee von Bäumen bis nach dem Pons Milvius. —

In der Nähe den Vatikanischen Garten mit dem dunklen Bosket, und den Springbrunnen darin — vor mir die Mauern von Rom, mit Gärten und Hügeln umgeben — zur Linken die Villa Pamphili, mit einer Fortsetzung von Gärten und Hügeln bis ans Meer —

Zu meinen Füßen blicke ich auf das Dach der Peterskirche; ich sehe hier die arbeitenden Leute — tief unten ründet sich der Petersplatz in seiner schönen Krümmung, wo sich die Säulen der prächtigen Kolonnade wie Pünktchen stellen, und die schnellfahrenden Kutschen ganz langsam auf dem tiefen Boden fortzukriechen scheinen — wie ein Miniaturgemählde stellt sich die Engelsburg mit der Brücke dar — zur Rechten sehe ich den größten, zur linken den kleinsten Theil von der Stadt vor mir, gerade in der Figur, wie auf dem Grundriß, wovon auf dieser Anhöhe die Stadt an sich selber ein ganz ähnliches Bild in meinem Auge entwirft; so sehr verkleinert sich alles, und wird

einer Darstellung im verjüngten Maaßstabe ähnlich. — Dort lagert sich Tivoli in den Bergen, wie ein weißer Streif — hier blicke ich mitten durch die Berge ins Freie — zur Rechten steigt Fraskati den tuskulanischen Hügel sanft hinauf. —

Rom, den 20. September.

Spaziergang an der Tiber.

Zweimal sah ich die Ufer der Tiber grünen — jezt welken die Blätter wieder — der Himmel ist trübe, und der dunkle Cypressenhain auf dem Monte Mario schaut ernst und feierlich in die gelbe Fluth hinunter —

Fluth und Zeit rollen unaufhaltsam vor mir vorbei; aber ich stehe noch fest, und blicke in die Zukunft; mir sagt mein inneres Gefühl, daß dieser mächtige Wirbel des alles verschlingenden Wechsels diesen Stamm, worauf ich wachse, noch nicht umreißen, und seine Wurzel auch nicht aus ihrer Grundfeste lösen wird. —

Ich fasse das Schnellvorübergehende auf, und mache es mir zum bleibenden Eigenthum, das Zeit und Zufall mir nicht rauben kann!

Marsfeld.

Hier wohne ich in der kleinen Nebenstraße Borgognona, auf dem alten Marsfelde, gerade da wo die Septa waren, innerhalb welcher die Wahl der Konsuln und übrigen obrigkeitlichen Personen vollzogen wurde.

So oft ich die sanfte Anhöhe und den schönen breiten Weg von Monte Kavallo, oder dem Quirinalischen Berge, in diese Vertiefung, wo das alte Marsfeld war, hinuntersteige, denke ich mir lebhaft die Worte, die so oft im Livius vorkommen:

populus descendebat in campum Martium — das Volk stieg in das Marsfeld hinab. —

Dies waren die herrlichsten Tage, das höchste Leben der alten Römer — das höchste Spiel der menschlichen Leidenschaften und der menschlichen Thätigkeit entwickelte sich hier, welches noch jezt von der Einbildungskraft zurückgerufen, den Muth anfeuert und den Geist belebt.

Nun sitze ich hier in meinem Stübchen in einer schmalen Straße, die dahin gebaut ist, und während ich diese Zeilen niederschreibe, ertönt das friedliche Ave Maria unter meinem Fenster.

Kunsterwerb.

Ein einträglicher Erwerbszweig für die mittelmäßigen Mahler waren bei den alten Römern die Gemählde von Schiffbrüchen, welche in dem Tempel der Isis aufgehängt wurden.

Ein solches redendes Gemählde wurde von dem Unglücklichen, der das Mitleid seiner Brüder erflehen wollte, nur vorgezeigt, und er durfte seinen Mund nicht öffnen, um seine Noth zu klagen.

Dann wurde dies Gemählde in einem der Tempel aufgehängt, um den Göttern für die glückliche Errettung zu danken.

Der Dichter Juvenal sagt daher von den Mahlern:

Pictores quis nescit ab Iside pasci?

Wer weiß nicht, daß die Mahler sich von der Isis nähren?

Was nun damals von der Isis galt, das gilt jezt von der Madonna und der heiligen Familie, wovon sich so mancher Mahler ernährt, der für Kirchen, Klöster und andächtige Privatpersonen diese Gegenstände immer wieder darstellt, worin er denn zulezt, so wie die alten Mahler beim Schiffbruch, eine Art von mechanischer Fertigkeit erlangt.

Ein Opferfest der alten Römer.

Der Dichter Juvenal bezeugt sein Entzücken über die Wiederkunft seines Freundes in folgenden schönen Zeilen:

„Hängt Kränze in dem Tempel auf! Be„streut die Messer mit Mehl und Salz; und schmückt „den Heerd und den grünen Rasen!“

„Ich werde euch folgen, und nach vollbrach„tem Opfer eile ich dann nach Hause, um die „kleinen Götterbilder von zerbrechlichem Wachs „mit zarten Kränzen zu schmücken.“ —

„Da will ich unsern Zevs verehren; meinen „väterlichen Hausgöttern Weihrauch streuen, und „alle Farben von Violen mischen; alles soll glän„zen; mit grünen Zweigen sey die Thüre ge„schmückt; die festlichen Kränze aufgehängt!“. —

Rom, den 22. September.

Palatinischer Berg.

Am reizendsten ist die Aussicht in den alten Cirkus Maximus, der in einem Thale zwischen dem Palatinischen und Aventinischen Berge liegt, und jezt mit Gartenbeeten bedeckt ist, aber noch ganz seine alte Form und Umfang beibehalten hat.

Unter den Ruinen sieht man hier zur Linken die Palästra, welche fast die Form eines Cirkus hat; ein großes Halbgewölbe, und weiter unten die Ruinen von der Loge für die Kaiser, aus welcher sie den Schauspielen im Cirkus zusahen.

Zur Rechten ist die Tiber; in der Ferne sieht man die Pyramide des Cestius — und nach dem Forum zu den ältesten Platz von Rom, wo der alte Feigenbaum stand, der so lange erhalten wurde, unter dem die Wölfin, nach der alten Sage, den Romulus und Remus gesäugt haben sollte; Hier war auch das Velabrum, wo man mit Kähnen fahren mußte, weil die Tiber das Ufer überschwemmt hatte, welcher Platz noch jezt in velabro benannt wird.

Sabiner Gebürge.

Ich habe nun eine kleine Reise in die Sabiner-gebirge gemacht, und den Ausspruch des Martial bestätigt gefunden:

„Wenn du den Sommer in Trebula (jezt monte Leone) tiefer in den Sabinergebirgen zubringst, so kannst du Tibur selbst schon zu dem Winteraufenthalte wählen.“

Die Kälte nimmt merklich zu, so wie man nur wenige Miglien tiefer ins Gebirge reist; und man kann daher wohl sagen, daß man sich jedes Klima und jede Jahrszeit hier selbst nach Gefallen wählen kann, welches die alten Römer zu der Zeit ihres größten Reichthums auch wohl benutzten, wo sie in allen diesen Gegenden Landhäuser hatten, und, wie Kraniche, von einem zum andern zogen, so wie die zu rauhe oder zu heiße Witterung sie aus einem Aufenthalt verscheuchte.

Architekten.

Es ist merkwürdig, daß die größten Baumeister in Italien zugleich in den höhern Künsten berühmte Meister waren, wie z. B. Michel Angelo, der als Mahler, als Bildhauer, und als Baumeister ein Wunder seiner Zeiten war.

Raphael, dessen Werke als Baumeister, noch außer seinen Gemählden, seinen Ruhm verewigen; und andre mehr, welche mit der Baukunst Mahlerei und Bildhauerkunst verknüpft haben.

Die Nahmen der Baumeister an der Peterskirche sind durch die Geschichte dieses großen Baues allein schon verewigt, und wenn irgend die Architektur in ihrer ganzen Würde geschätzt worden ist, so war es in dem neuern Rom.

Zu Martials Zeiten müssen die Architekten in Rom in Verachtung gewesen seyn, wenn man nach folgenden Zeilen in einem seiner Sinngedichte urtheilen will:

„Wenn dein Sohn einen harten Kopf hat,
„und du willst ihn doch etwas Einträgliches lehren lassen, so mache ihn zum Ausrufer — oder
„zum Architekten!"

Denkende Künstler.

Da bei der Mahlerei so sehr viel auf der Ausführung beruhet, und der unterliegende Gedanke bei den vortreflichsten Zusammensetzungen im Grunde nur Nebensache bleibt, so scheint es keiner der größten Lobsprüche zu seyn, die man einem Künst-

ler beilegen kann, wenn man ihn einen denkenden Künstler nennt, obgleich diese Eigenschaft an sich immer ihren Werth behält.

Eines der feinsten Sinngedichte des Martial ist daher das auf einen denkenden Künstler, der in der Ausführung nicht so glücklich, als in der Idee war:

„Dem Dienst der Minerva gewidmet, o Artemidor,
„Hast du die Venus gemahlt;
„Und wunderst dich, daß dein Werk mißfällt."

Hierzu kommt noch die mythologische Idee von der Eifersucht zwischen diesen beiden Göttinnen, die sich von dem Apfel des Paris herschrieb, und wodurch die Darstellung in diesen Zeilen einen noch lebhafteren Reiz erhält.

Juden in Rom.

In dem Ghetto an der Tiber sind sie mit zwei Thoren eingeschlossen, und wohnen in hochgebauten schmalen Häusern, und schmalen schmutzigen Straßen, so enge wie möglich zusammengedrängt.

Sie haben unter sich ihre eignen Schuster, Schneider, Tischler, Schmide, u. s. w., und es herrscht in dieser kleinen jüdischen Welt eine außerordentliche Lebhaftigkeit.

Durch Physiognomie und Sprache unterscheiden sich die Juden hier lange nicht so sehr, wie anderwärts, von den übrigen Einwohnern; welches vielleicht daher kommt, weil die Italiäner selbst in Physiognomie und Accent etwas Jüdisches haben, oder wenigstens nicht so sehr als die Deutschen, in Ansehung des schlauen und listigen Blickes, von diesen Antipoden ihres Glaubens abweichen.

Reiche Juden giebt es hier, dem äußern Anschein nach, fast gar nicht; indeß sieht man doch am Sabbath die Einwohner aus dem Ghetto in festlichen Kleidern in den Straßen von Rom, aus der Porta Pia u. s. w. spazieren gehen; auch scheinen sie mit ihrem hiesigen Zustande, so beschränkt er ist, nicht unzufrieden zu seyn.

Eine sehr drückende Last, die sie schon lange abzukaufen gewünscht haben, müssen sie sich noch gefallen lassen; diese besteht nehmlich darin, daß sie alle Sonntag Nachmittage eine Deputation aus ihrem Mittel nach einer christlichen Kirche schicken müssen, die zu dem Ende dicht am Ausgange des Ghetto gebaut ist, und wo sie genöthigt sind, eine Bekehrungspredigt anzuhören, wogegen sie sich denn freilich, so gut wie möglich, die Ohren mit Baumwolle verstopfen, aber doch alle Sontag-

nachmittage unausgesetzt ihre qualenvolle Stunde hier zubringen müssen. An der Kirche draußen steht eine Inschrift, welche darauf deutet, daß dieser Tempel dazu gebaut sey, um das verstockte Volk Israel wieder zu der Erkenntniß seines wahren Heils zu bringen.

Der Dichter Juvenal beschreibt in einer seiner Satyren die Juden in dem alten Rom, und erzählt, wie sie die übrigen Römer mit ihrem Aberglauben ansteckten:

„Die Kinder werden abergläubisch, wenn es „die Väter sind — die den Juden nachbeten, wel„che den Sabbath beobachten, nichts als die Wol„ken und den Himmel anbeten, Schweinefleisch „und Menschenfleisch für einerlei halten, die rö„mischen Gesetze verachten, und das Recht lernen, „was Moses in geheimnißvollen Büchern überlie„fert hat.

Die klassischen Autoren in Taschenformat.

Auf dem Korso stehen an den Erhöhungen auf der Seite die Bücherhändler mit ihrem Vorrath aus. — Man kauft hier die klassischen Autoren, die immer in großer Anzahl schon eingebunden vorhanden sind, um ein geringes Geld.

Schon die alten Römer liebten solche kleine Ausgaben ihrer klassischen Schriftsteller.

„Welche kleine Hülle umfaßt den unendlichen
Maro!

„Seine Züge enthält die erste Seite des Buchs.“
sagt der Dichter Martial von einem Exemplar des Virgil; und eben diese Worte zieren als Inschrift eine kleine Taschenausgabe dieses Dichters, die ich mir jezt gekauft habe.

Eben so beschreibt ein Dichter eine kleine Ausgabe des Livius:

„Ein wenig Pergament umschließt den weitumfassenden Livius,
„Der meinen ganzen Bücherschatz allein aufwiegt.“

In eine sehr kleine Taschenausgabe des Livius, in Pergament, die mir G . . . geschenkt hat, habe ich auch diese Worte geschrieben.

Rom, den 26. September.

Römerinnen.

Io sono Romana! ist noch jezt ein triumphirender Ausdruck bei den Römerinnen, womit sie sich über jedes andere Frauenzimmer wegsetzen, und wie die alten Römerinnen ihr Haupt emportragen.

Eine gebohrne Römerin hat auch gemeiniglich noch etwas Karakteristisches und Erhabenes in ihren Zügen, wodurch sie sich von andern Italiänerinnen unterscheidet. In ihrem Gange besonders herrscht Majestät und Würde, welches sich gewissermaßen bis auf Personen aus der niedrigsten Klasse erstreckt.

Der Dichter Martial sagt von seiner Frau, die aus Bilbao in Spanien gebürtig war: sie gebe keiner Römerinn nach, und weiche keiner, die in der Suburra gebohren sey, und keiner, die der kapitolinische Hügel erzogen habe. — Hier wohnt nun jezt gerade nicht die feinste Bildung unter dem Frauenzimmer, sondern die gemeinsten Leute haben in diesen Gegenden ihren Wohnsitz — der Korso und die angrenzenden Gegenden sind jezt vorzüglich der Sammelplatz der schönen Welt.

Scheibenwerfen.

Dies ist noch jezt ein sehr beliebtes Spiel bei den Römern, nur daß die runde Scheibe nicht in die Luft geschleudert, sondern an der Erde hingerollt wird.

Wo man nur auf irgend einen großen freien Platz kommt, sieht man einen Haufen Männer, Greise und Knaben versammelt, welche mit diesem oder einem andern Spiele den halben Tag über beschäftigt sind.

Beim Scheibenwerfen ertönt das guardate! (nehmt euch in Acht!) einem schon von ferne entgegen; so wie bei den alten Römern das:

„efte procul pueri!

„Sit femel ille nocens!“

„Entfernt euch, Kinder, damit nicht mehr „wie einmal der Wurf der Scheibe tödte!“

Dies bezieht sich nehmlich auf den unglücklichen Scheibenwurf, womit Apollo seinen Liebling den Hyacinth, zu den Schatten sandte, und aus seiner Asche nachher die Blumen hervorsprossen ließ, die er mit dem himmlischen Thau seiner Thränen nezte.

Rom, den 28. September.

Staatsverfassung des neuern Roms.
Kardinäle.

Kardinal zu werden, ist der größte Sporn des Ehrgeizes in dem neuern Rom — weil hierdurch allein der Weg zu der höchsten Würde im Staate gebahnet wird.

Freilich kann aus der Zahl von siebenzig nur einer gewählt werden. Die Fremden, diejenigen, welche zu sehr von einem auswärtigen Hofe abhängen, oder aus einem zu mächtigen Hause stammen, sind ohnedem nicht wahlfähig; also ist die Hoffnung ziemlich beschränkt.

Drei Gassen, heißt es in einem italiänischen Sprichworte, führen nach St. Peter. Die Straße der Coronari, (Rosenkränze) der Argentieri, (der Silberarbeiter) und der Lungara (der langen Straße.)

Dies will so viel sagen, als: äußere Frömmigkeit, Geldaufwand, oder stufenweises Hinaufsteigen durch die geistlichen Aemter, welches am längsten dauert, sind die Wege, um zum päbstlichen Throne zu gelangen.

Die Straße der Coronari, Argentieri und Lungara sind nehmlich wirkliche Straßen in Rom,

Rom, wovon dies sonderbare Sprichwort genommen ist.

Ein Posten, welcher unmittelbar zur Kardinalswürde führt, heißt un posto cardinalizio; dies sind z. B. die päbstlichen Nunziaturen zu Wien, Madrit und Lissabon; die Stadthalterschaft von Rom, die Stelle des Magiorduomo, Tesoriere, u. s. w.

Die Prälaten sind nach den Kardinälen die Vornehmsten am Römischen Hofe, welche sowohl die bürgerlichen als geistlichen Aemter bekleiden. Die Prälatur ist die nächste Stufe zur Kardinalswürde, wozu aber von zweihundert kaum die Hälfte gelangt.

Die meisten Prälaten oder Stadthalter in den kleinen Städten des Kirchenstaates pflegen ein solches Amt auf Lebenslang zu bekleiden.

Aus der Mitte der Kardinäle werden beständig die wichtigsten Staatsämter besezt.

Der Vornehmste ist der Kardinal Camerlingo, welcher der päbstlichen Kammer vorgesetzt ist, und die Finanzen regiert; seine Stelle ist der päbstlichen Würde die nächste; und während der Vakanz des päbstlichen Stuhls läßt er Münzen mit seinem Nahmen und Wapen schlagen.

Der Kardinalstaatssekretär versieht die auswärtigen Geschäfte. Er führt den Briefwechsel mit den päbstlichen Nunzien und Legaten, und hat bei dem Pabste den Vortrag der politischen Sachen.

Auf diesen folgt der Kardinal Prodatario, der seinen Nahmen von dem Datum führt, das er auf die Ausfertigungen zu den geistlichen Stellen setzt, welche von ihm abhängen.

Dieser Staatsbeamte hat bei dem Pabste den Vortrag über die Gesuche um die geistlichen Stellen, und über die Besetzung derselben.

Dann folgt der Kardinal Vikario. Er versieht in Rom das bischöfliche Amt des Pabstes; er giebt den Geistlichen die Weihe, prüft die Pfarrer; hat die Aufsicht über die Sitten; und kann Reliquien durch seinen Ausspruch für ächt erklären.

Durch den Kardinalkanzler gehen alle Briefe, welche der römische Hof in auswärtigen und einheimischen Sachen ausfertigt, und unter ihm stehen alle Bedienten der Kanzlei. Er bewohnt ein prachtvolles öffentliches Gebäude, welches die Cancellaria heißt.

Der oberste Richter des Staates, an welchen von den untern Gerichten appellirt wird, ist der Kardinal Prouditore, der nebst dem Kardinal Kamerlingo und Kardinalstaatssekretär im päbstlichen Pallaste wohnt.

Zulezt folgt der Kardinal Segretario dé Brevi, welcher alle geringere päbstliche Breven und Verordnungen ausfertigt, als z. B. die Dispensationen wegen Alter, Geschicklichkeit, u. s. w. Auch dieser Kardinal bewohnt ein eignes öffentliches Gebäude, welches dem päbstlichen Pallaste auf dem Monte Kavallo gegenüber liegt, und die Segretaria de' Brevi heißt.

Dies sind die wichtigsten Staatsbedienungen in dem neuern Rom.

Wir werfen nun einen Blick auf

Das alte Rom.

In der Mitte streitbarer Völker keimte es auf, und mußte bei seinem schnellen Wachsthum jeden Fuß breit Landes mit Blut erkämpfen.

Die umliegenden Völker hatten den Rücken frei; Rom aber mußte gleich vom Anfang an nach

allen Seiten zu seine Kräfte ausbreiten, die sich eben durch diese immerwährende Anstrengung in sich selbst vervielfältigten und vermehrten.

Dazu kam das Romantische in dem Ursprunge dieses Staates; und die Liebe des Volks zu seiner Geschichte; der Gedanke an den besondern Beistand der Götter, der von Romulus Zeiten an bei ihnen herrschend war, und die Anhänglichkeit an diesen Fleck des Erdbodens, der die Wiege so vieler großen und ruhmvollen Thaten war.

Vertheidigung und Vergrößerung drängte die Menschen in einen Staat zusammen, die sonst viel ruhiger und glücklicher in einzelnen Familien leben konnten. —

Durch den äußern Angriff in sich zurückgedrängt, fügte sich der Staatskörper immer fester in einander, und wurde zum unüberwindlichen Phalanx, von welchem die feindlichen Speere wie von einer Demantburg zurückprallten.

Vertheidigung und Vergrößerung vermehrten mit jedem kommenden Jahre die innere Macht des Staates — Von seinem ersten Keim an, bis auf die Zerstörung von Karthago, war alles in im̃erwährendem Wachsthum und zunehmender Lebenskraft;

als Karthago zerstört war, so verquoll das Leben, und die Blume fiel ab.

Die Staatsbürger des alten Roms.

Selbst der Wunsch eines römischen Staatsbürgers, dem Staate zu nutzen, konnte nie ganz befriedigt werden; auch die besten Absichten hatten mit unvorhergesehenen Mißdeutungen und unzähligen Hindernissen zu kämpfen. Aber eben hierdurch schärfte sich stets das innere Triebwerk der ganzen Staatsmaschine; denn alle Kräfte eines jeden einzelnen mußten aufgeboten werden, um selbst die edelsten und uneigennützigsten Entwürfe durchzusetzen, welche von außen oft eben so viel Widersetzung fanden, als das, was offenbar zum Nachtheil des Staats gereichte.

Wenn der Staatsbürger selbst das Gute nur um des Guten willen zu thun gezwungen ist, und auf Lob oder Dank nicht rechnen kann; wenn ihm nur allein daran liegt, daß der Staatskörper, von dem er selbst ein Theil ist, in jugendlicher Kraft fortdaure, so kann das innere Triebwerk sich nicht höher hinaufarbeiten; denn es ist die höchste Aufopferung, unter dem unverdienten Vorwurf der Ungerechtigkeit dennoch gerecht und gut zu handeln.

Die Leidenschaften selber konnten sich nur bis auf einen gewissen Grad entwickeln, da wo sie schaden konnten, fanden sie auch den Damm schon, der sie hemmte.

Selbst die Tugend konnte nur bis zu einem gewissen Punkte auf Beifall rechnen, dann mußte sie sich ohne Dank und ohne Belohnung äußern.

Konsuln.

Selbst die höchste Gewalt, und die nur ein einziges Jahr dauerte, zerfiel in zwei; man fürchtete die Einheit; nur im höchsten Nothfall nahm man zu den furchtbaren Diktaturen seine Zuflucht, und der Staat erzitterte in seinen innersten Tiefen bis diese gefahrvolle Macht eines einzigen wieder ein Ende nahm.

Diktator.

Der römische Diktator verurtheilte den jungen Fabius zum Tode, weil er ein Treffen, in welchem er den glänzendsten Sieg davon trug, wider seinen Befehl geliefert hatte.

Alles verwandte sich für den Fabius — auf seiner Seite stand die Majestät des Senats; die

Gunst des Volks, der Vorspruch der Tribunen, der Gedanke an die abwesende siegreiche Armee. —

Auf der andern Seite stand die unerbittliche Kriegeszucht, die von dem Volke übertragene un umschränkte Gewalt, und des Diktators Ausspruch, der den Befehlen einer Gottheit von jeher gleich geachtet wurde.

Wenn diese Gewalt einmal geschwächt sey, hieß es, so würde kein Soldat mehr seinem Centurio, kein Centurio seinem Tribunen, kein Tribun dem Legaten, kein Legat dem Konsul, und kein Befehlshaber der Reiterei dem Befehl seines Diktators mehr gehorchen.

Nun schwiegen die Tribunen, und das ganze römische Volk nahm zu Bitten und Flehen seine Zuflucht. Der Vater des jungen Fabius umfaßte die Kniee des Diktators, dessen Würde er selber dreimal bekleidet hatte, und flehte um seines Sohnes Leben.

Nach einer Pause hub der Diktator an: Wohl denn, von der Strafe spreche ich ihn nicht frei, aber ich schenke ihn der Gnade des Volks! Lebe denn, Quintus Fabius, und sey, wenn du willst, mit mir ausgesöhnt; aber dieser Tag sey dir ein Denkmal,

dem Gesetz im Kriege und Frieden zu gehorchen, und seinen Strafen dich mit Gleichmuth zu unterwerfen.

Der Stadthalter von Rom — und der römische Senator.

Der Stadthalter von Rom bekleidet eine sehr ansehnliche Stelle, und hat mit einem alten römischen Prätor einige Aehnlichkeit.

In allen Kriminalsachen, sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt Rom, ist er der oberste Richter, und hat zugleich die Aufsicht über die Polizei.

Wenn er ausfährt, hat er seine eigne Wache, zwei Kutschen zum Gefolge, und man trägt den Kommandostab vor ihm her.

In dem Karneval muß zur Eröfnung der Maskeraden und Opern von ihm das Signal gegeben werden. Auch steht der Barigello, oder Hauptmann der Sbirren, unter seinem Befehl.

Der Stadthalter von Rom kann auf die Sittenverbesserung einen großen Einfluß haben. Als Spinelli noch vor Kurzem diesen Posten bekleidete, war eine solche Furcht unter dem Pöbel, daß sie wüthend mit ihren Messern auf einander los-

gingen, und sie friedlich wieder einsteckten, mit dem Ausdruck: se non fosse Spinelli — — (wenn ein Spinelli nicht wäre, so — —)

Weil aber dieser Spinelli der Regierung, welche es mit dem Volke nicht verderben will, um es auf der andern Seite wieder desto ungestrafter drücken zu können, zu strenge war, so blieb er nicht lange in seinem Posten, sondern wurde bald zur Kardinalswürde befördert, zu welcher die Stadthalterschaft von Rom unmittelbar führt.

Wie sehr die Polizei hier eingeschränkt ist, kann man sich leicht vorstellen, wenn man erwägt, wie viele Arten von Freistädten es für die Verbrecher giebt, die nicht nur in den Kirchen, sondern auch in den Pallästen der meisten Kardinäle und Abgesandten eine sichere Zuflucht finden.

Wie denn z. B. der spanische Platz, ob er gleich mitten in Rom liegt, dennoch nicht zum Gebiete der Stadt Rom gehört, sondern für den, der sich darauf flüchtet, eben so sicher ist, als ob er hundert Meilen weit von Rom entfernt wäre.

Ein sonderbares Ehrenamt ist noch mit der Würde des römischen Statthalters verknüpft, daß er nemlich auch Generalissimus der päbstlichen Truppen ist, an deren Spitze er mit seinem schwarzen

Prälatenhabit, Mantel und Krägelchen, und violetnen Strümpfen, steht, und die vor ihm, wo er vorbeifährt, ins Gewehr treten und die Trommel rühren.

Der römische Senator wohnt im Kapitol, und hat das Stadtgefängniß im Erdgeschoß gleich unter seiner Wohnung. Die Gesetze und Statuten der Stadt Rom selber gehören vor sein Tribunal.

Er hat vier Gehülfen, mit dem er die Sachen, die vor sein Forum kommen, entscheidet. Sein Ansehen war ehemals größer als jezt; denn vor dem Jahre 1100 stand er weder unter dem Kaiser, noch unter dem Pabste. Eine merkwürdige Vorsicht beobachtet die Regierung darin, daß kein gebohrner Römer zu dieser Stelle gelangen darf; Der jezige Senator ist der Fürst Rezzoniko.

Die Konservatoren machen den jezigen römischen Senat aus. Wie eifersüchtig die Regierung aber auf diese alte Würde ist, sieht man daraus, daß sie alle drei Monate vom Pabst aufs neue ernannt und bestätigt werden müssen.

Diese Konservatoren verwalten die Stadteinkünfte, und ihre Nahmen werden, so wie die Nah-

men der alten römischen Konsuln, auf dem Kapitol, wo die alten Konsularischen Kalender aufbewahrt sind, in marmorne Tafeln gehauen. Dies ist ein Schatten von der alten römischen Konsulwürde, welche sich noch bis auf die jezigen Zeiten erhalten hat.

Die folgende Stelle aus Zimmermanns Buche vom Nationalstolze gehört eigentlich hieher:

„Der Senator von Rom, der in Kleinigkei„ten und Zänkereien unter dem Pöbel ohne Appella„tion erkennt, macht izt das Tribunal aus, wor„auf sich in dem heutigen Rom die Majestät des ehe„maligen Senats und römischen Volks einschränkt.

„Er hat vier Konservatoren zu Beisitzern, wel„che man des Jahrs viermal verändert.“

„Die Konservatoren werden, so wie der Se„nator selbst, von dem Pabste ernannt, der dem „römischen Volke nicht einmal den Ueberrest der „Freiheit vieler Städte in den Monarchien läßt, die „sich ihre Räthe selbst erwählen dürfen.“

„Demohngeachtet glaubt der Senator und „diese Konservatoren, daß sie alle Ansprüche und „Rechte des Raths in dem alten Rom besitzen, „und daß es sehr rühmlich für den Pabst sey, eben „diesen Rath vor seinen Füßen zu sehen, welcher „so viele Könige vor den seinigen gesehen hat.“

Rom, den 20. Sept.

Der weiße Zelter.

Von der Uebergabe oder vielmehr nicht Uebergabe des weißen Zelters an den Pabst habe ich Ihnen noch kein Wort geschrieben, und doch war dieses eine der merkwürdigsten Begebenheiten während meines Hierseyns.

Im vorigen Jahre, am Feste des heil. Petrus, sahe ich diese Feierlichkeit noch in allen ihrem Pompe. — Die päbstliche Garde paradirte auf dem Petersplatze — der Prinz Kolonna führte den weißen Zelter in die Peterskirche — Der Pabst wurde auf seinem Stuhle hoch emporgetragen — und in der Mitte der Kirche beugte der abgerichtete Zelter seine Kniee vor dem Stadthalter Christi; worauf ein Beutel voll Dukaten, als der jährliche Tribut von dem Königreich Neapel, ihm demuthsvoll überreicht wurde.

In diesem Jahre nun, am heiligen Petersfeste, hatte sich die Scene gewaltig verändert — das Königreich Neapel verweigerte seine demuthsvolle Unterwerfung —

Der Werth des Zelters sollte dem Pabste ersetzt werden, und er könne sich ein ihm beliebiges Roß dafür kaufen — nur solle nicht mehr, wie bisher, ein weißer Zelter, gleichsam im Nahmen eines ganzen Königreichs, vor dem Pabste die Knie beugen.

Die Garde des Pabstes paradirte nun zwar wieder auf dem Petersplatze — der Pabst wurde wieder in der Peterskirche auf seinem Throne hoch emporgetragen — aber kein weißer Zelter erschien ——.

Als der Pabst nun auf den Fleck kam, wo der Zelter vor ihm hätte knieen sollen, wurde eine förmliche Protestation gegen die empörende Weigerung des Königreichs Neapel vorgelesen, und man behielt sich, ohngeachtet dieser Weigerung, alle seine Ansprüche und seine Rechte vor.

Nun war es in der That ein bemitleidenswürdiger Anblick, wie man mit dem päbstlichen Throne wieder umkehrte, der nun zum erstenmale die bisher gewöhnliche Huldigung nicht empfangen hatte; wie alles so leer abging; und der Pabst, vor dem sich Menschen und Thiere beugen sollten, nun so unangebetet wieder weggetragen wurde, wie er gekommen war.

Hierzu kam noch, daß der heilige Vater, der sich vorher in einer Rede, die er in dem Konsistorium der Kardinäle abgelesen, etwas angegriffen hatte, ziemlich blaß und kränklich aussahe, und selbst ganz demuthsvoll und zerknirscht schien, indem er den Segen ertheilte — es schien, als wolle er durch Blick und Miene für seine gekränkte Würde das Mitleid des Volks erregen.

Das römische Volk aber beklagte sich nur darüber, daß es nun auf den Abend das Feuerwerk werde entbehren müssen, welches sonst diesem Triumphe der Kirche zu Ehren abgebrannt wurde. —

Apostolische Kammer.

Eine sonderbarere Wortverbindung läßt sich wohl nicht leicht denken, als in dem Ausdruck: apostolische Kammer! wenn man den himmelweiten Abstand von den Aposteln und ihren Finanzgeschäften bis zu der päbstlichen Kammer und ihren Finanzen, in Erwägung zieht.

Die apostolische Kammer ist nehmlich über die Verwaltung der päbstlichen Einkünfte gesetzt. Der Kardinal Kamerlingo präsidirt in diesem Kollegium, der Stadthalter von Rom ist Vicepräsident, und

unter ihm steht der Schatzmeister (monsignore Tesoriere welcher einer der vornehmsten römischen Prälaten, und dessen Stelle zu der Kardinalswürde der nächste Schritt ist.

Die zwölf Prälaten, welche den Finanzrath ausmachen, heißen Chierici di Camera, und versammeln sich wöchentlich zweimal bei dem Kardinal Kammerlingo, oder Präsidenten der päbstlichen Kammer.

Einer von diesen Prälaten ist über das Getraidewesen gesetzt und heißt Prefetto dell' Annona. Diese ist eine der einträglichsten Stellen unter allen, und um einer ganzen verarmten adlichen Familie wieder aufzuhelfen, darf einer aus ihrem Mittel nur auf einige Jahre zum Prefetto dell' Annona ernannt werden, wodurch sie wieder zum üppigsten Wohlstande gelangen kann.

Kein päbstlicher Unterthan darf nehmlich einem Fremden sein Getraide verkaufen, sondern muß es zu einem bestimmten Preise der päbstlichen Kammer überlassen. Dieser Preis wird nun so gesetzt, daß die Kammer die Hälfte, oder doch sicher den dritten Theil dabei gewinnt.

In Rom und der umliegenden Gegend darf niemand sein Brod selbst backen, sondern muß es

von den Bäckern der Kammer hohlen. Diese müssen von der Kammer auch das Mehl nehmen, und es nach einem vorgeschriebenen Preise und Gewicht verkaufen.

Von diesen Bäckern ist ein jeder gezwungen, zu Anfange des Jahrs seinen Vorrath auf das ganze Jahr und drüber zu nehmen; bleibt ihm etwas übrig, so erhält er am Ende des Jahrs nicht den Preis wieder, den er dafür bezahlt hat, sondern muß es der Kammer zu einem wohlfeilern Preise, den sie selber festsetzt, wieder verkaufen. Die Kammer aber verkauft es ihm in dem folgenden Jahre wieder zu dem ersten theuren Preise. —

Ferner verkauft die päbstliche Kammer das Getraide nach einem um ein Fünftel kleinerem Maaß, als nach welchem sie es einkauft. Die Bedienten der päbstlichen Kammer kaufen das Getraide noch wohlfeiler, als nach diesem bestimmten Maaße, ein, weil es bei ihnen steht, denen, die sich nicht nach ihren Preisen bequemen wollen, das Getraide nicht abzunehmen. —

Darf man sich bei dieser himmelschreienden Bedrückung und diesem abscheulichen Alleinhandel wohl noch wundern, wenn die Felder um Rom und ganze Strecken im Kirchenstaate öde und unbebaut

und ruht nicht offenbar der Fluch des päbstlichen Segens auf diesen ganz unbebauten Erdstrichen? —

Wer das Land baut, der baut es zum Vortheil der päbstlichen Kammer, und hat für sich kaum Sklavenlohn. — Darum liegen die schönsten Felder wüste, und bei dem ergiebigsten Boden ist, wenn die Erndte einmal schlecht ausfällt, die schrecklichste Hungersnoth zu befürchten.

Man siehet es leicht ein, wie der Prefetto dell Annona sich und seine Familie in sehr kurzer Zeit bereichern kann, indem er den jährlichen ungeheuren Raub mit der apostolischen Kammer theilt.

Der Sohn in dem Hause, wo ich wohne, ist Segretario oder Schreiber bei der Annona, und seine gewissen Einkünfte sind monatlich dreißig Skudi. —

Einer von den zwölf päbstlichen Finanzräthen oder Chierici della Camera muß das Fleisch, die Fische, die Früchte, das Oel, und alle übrige Eßwaaren, taxiren, er heißt Presidente della Grascia, und kann dies wohl im eigentlichen Sinne heißen, weil er mit dem Fette des Landes wuchert, wovon sich die apostolische Kammer mästet.

Denn mit dem Oel treibt die apostolische Kammer einen eben so abscheulichen Alleinhandel, wie

mit dem Getraide. Sie kauft es von den Eigenthümern nach einem von ihr selbst gesetzten Preise ein, und verkauft es wieder, so theuer sie will, nachdem sie das gute Oel zuvor mit schlechtem und verdorbenem gemischt hat. Dies schreckt die Eigenthümer vom Oelbau ab, welcher für dies Land allein schon ein nieversiegender Quell des Reichthums werden könnte, um, bei einer weisern Regierung und sorgsamern Staatsverwaltung, Regenten und Unterthanen zu beglücken.

Die Kriegskasse steht unter dem Comissario delle Armi, der unter den päbstlichen Finanzräthen gleichsam den Kriegsminister vorstellt. — Die Stellen der päbstlichen Soldaten sind so einträglich, daß man sich, wie um ordentliche Bedienungen, darum bewirbt.

Auch einen Minister des Seewesens giebt es, welcher Commissario del Mare heißt; und einen Präsidenten der Münze (Presidente della Zecca).

Ueber die Straßen, Brücken und Heerstraßen, is auf dreißi g italiänische Meilen um die Stadt, hat ebenfalls ein Prälat die Aufsicht, welcher Presidente delle Strade heißt.

Man findet daher an den Ecken der Straßen häufig Edikte angeschlagen oder eingegraben, die sich anfangen: per ordine del Monsignore u. s. w. Denn Monsignore ist die allgemeine Benennung, worunter man sich irgend einen der höhern Staatsbedienten denkt, der ein solches Edikt gegeben hat.

Ueber alles, was die Flüsse, Kanäle, Wasserleitungen und Teiche betrift, führt ebenfalls einer von den zwölf Prälaten der apostolischen Kammer die Aufsicht, welcher Commissario delle Ripe e delle Aque heißt.

Einer ist über das päbstliche Archiv, und noch ein anderer über die Gefängnisse gesetzt. Auf die Weise theilen sich die Mitglieder der apostolischen Kammer in die höheren Staatsbedienungen.

Sciorocco.

Es ist entweder Sciorocco oder Tramontan — diese abwechselnde Witterung muß gemeiniglich den ersten Faden zum Gespräch hergeben.

Auch fühlt man den Einfluß dieser Abwechselung so lebhaft, daß es kein Wunder ist, wenn man sich einander seine Empfindungen davon beim ersten Anlaß äußert.

Man kann wohl sagen, daß der Sciorocco den Gedanken selber eine andere Richtung giebt, und den Ton in Gesellschaften anders stimmt, als der Tramontan, der oft den Nebel der Seele zerstreut, so wie er die Luft von Wolken reinigt. —

Tramontan.

Der Ausdruck Tramontan ist hier sehr bedeutend; die glückliche Halbinsel Italien ist durch die Berge, von denen sie gegen den Nord gedeckt wird, gleichsam ganz isolirt —

Die Italiäner theilen daher ihre Welt nach dem, was diesseit und jenseit den Bergen liegt, so wie die Engländer in ihre Insel und das feste Land —

Die Tramontaner, oder nördlichen Bewohner der Länder jenseit der Gebürge, sind den Italiänern ohngefähr, was den Alten die Hyperboräer waren.

Das gemeine Volk macht sich sonderbare Vorstellungen von der traurigen Lebensart der Einwohner in den nördlichen Gegenden, die es sich alle wie eine Art von Cimmerischer Wüsten denkt.

Daher kömmt es auch wohl mit, daß der gemeine Italiäner lieber die drückendste Armuth er-

trägt, als daß er sein angebohrnes Klima mit einem andern vertauschen sollte.

Italien ist auch wirklich ein Paradies, das durch die Alpengebirge geschüzt, und, von der übrigen Welt abgesondert, im Schoße des Meeres ruhend, alles in sich vereint, was das Leben glücklich und angenehm machen kann.

Aber vor diesem Paradiese steht die Kirchengewalt wie der Engel mit dem feurigen Schwerdte, und hindert die Glückseligkeit, daß sie ihren angestammten Boden nicht betreten darf. —

Römische Justiz.

Vor einigen Wochen sahe ich hier die Hinrichtung eines Missethäters auf dem Platze del Popolo.

Es war ein schöner junger Mensch von einigen zwanzig Jahren, der den deutschen Mahlern zum Modell gedient hatte.

Er hatte sich nach seiner lezten Mordthat eine Zeitlang in einem kleinen Orte zwischen Rom und Neapel aufgehalten, und war nun wieder zurückgekommen, weil er vielleicht glaubte, daß sein Verbrechen schon verjährt sey.

Allein die römische Justiz wollte nun auch einmal ein ungewöhnliches Beispiel geben, und ließ ihm den Prozeß machen.

Freilich war das Verbrechen nicht klein; denn er hatte sich mit seinem Feinde erst feierlich ausgesöhnt, und ihn doch unmittelbar darauf, als er ihn freundschaftlich bei sich einlud, mit einem Dolche rücklings ermordet.

Mit allen Schrecknissen der Einbildungskraft werden hier für den Missethäter die Qualen des Todes vermehrt. — Sein Todesurtheil wird ihm unvermuthet, in der lezten Nacht vor seiner Hinrichtung, um Mitternacht angekündigt —

In ein schwarz ausgeschlagenes Zimmer, in das er geführt wird, tritt in dem Augenblicke der furchtbaren Botschaft ein Todtengerippe mit Stundenglas und Sense aus der Wand hervor — indeß mit dumpfen Tone der Zuruf: du mußt sterben! in seinen Ohren erschallt.

Von diesem Augenblick an bleibt aber auch sein Tröster bei ihm — dies ist eine vermummte Person, gemeiniglich von hohem Range, welche diese Gelegenheit, ein verdienstliches Werk zu üben, um vielleicht selber alte Sünden dadurch auszutilgen, zu benutzen sucht.

Am andern Morgen früh gehen vermummte Personen, ebenfalls auch zum Theil von hohem Range, mit Büchsen auf den Straßen umher, und sammeln Allmosen für den verurtheilten Missethäter.

Was nun aber gesammelt wird, ist eigentlich für den bestimmt, welcher zunächst ein Opfer der Gerechtigkeit werden wird, und dem gegenwärtigen kommt die Summe zu statten, welche bei dem lezten zum Tode Verurtheilten gesammelt wurde. Diese Summe wird nehmlich der Familie des Verurtheilten zu einem Ersaz für das Unglück gegeben, das sie leidet.

Auch wird an dem Tage der Hinrichtung die Familie außerhalb Rom bewirthet, um von der schaudervollen Begebenheit, die sie so nahe angeht, nicht Zeugen seyn zu dürfen.

Der Galgen wird erst am Abend vorher auf dem Platze del Popolo aufgerichtet, und Sbirren bewachen ihn die Nacht hindurch. In einem der Häuser auf dem Platze ist ein Thorweg schwarz ausgeschlagen, in welchem der Delinquent vor seiner Hinrichtung noch das Sakrament empfängt.

Am Morgen der Hinrichtung war der ganze Platz mit Zuschauern angefüllt. — Auf einem

Karren, in einen alten Rockelor gehüllt, wurde der Delinquent gebracht, und sogleich in den schwarz ausgeschlagenen Thorweg geführt. — Der Karren wurde, sobald er abgestiegen war, mit Zuschauern wieder besezt.

Als er das Sakrament empfangen hatte, stieg er die Leiter hinauf, und sein Henker rief ihm noch einmal zu: credi tu in Jesu Christo? (glaubst du an Jesum Christum?) als er dies bejahet hatte, warf er ihn von der Leiter herunter, und trat ihm dann auf die Schultern, um seinen Tod zu beschleunigen. Dann ließ er sich an dem todten Körper hinunter, den er, wie es hier der Gebrauch ist, umarmte und küßte, um dadurch einen Beweis zu geben, daß kein Haß gegen den Hingerichteten bei ihm obgewaltet habe.

Der schöne Wuchs des Körpers wurde noch, so wie er dahing, von den Römern bewundert, und sie riefen wiederholt aus: o che bel morto! (welch ein schöner Todter!) — Die Fremden aber fragten sie: come piace? (wie ihnen die Ceremonie gefallen habe?) Dann gehen die Blinden in der Stadt umher, und erzählen, wie andächtig sich der Verurtheilte zum Tode vorbereitet habe, und wie schön er gestorben sey.

Ein junger schöner Mensch, welcher jezt den deutschen Mahlern zum Modell dient, hat auch schon seine Mordthat vollbracht, ist aber bis jezt noch den Händen der Gerechtigkeit entgangen.

Er sahe auf der Straße dem gewöhnlichen Spiele der Italiäner mit hölzernen Bosselkugeln zu, und mischte sich in einen Streit, der zwischen zweien der Spielenden entstand; der eine ging mit dem Messer auf ihn los, und er zerschmetterte ihm mit einer hölzernen Bosselkugel das Gehirn, und flüchtete sich darauf in eine Kirche, wo kein Sbirre ihn angreifen durfte.

Den deutschen Mahlern war nun darum zu thun, ihr Modell wieder zu haben, und sie verkleideten ihn in einen Ochsentreiber, die zu Pferde im Gallop hinter den voranlaufenden Ochsen herjagen; so brachten sie ihn auf den spanischen Platz, wo er völlig sicher war.

Diese Grenze darf er aber nun nicht überschreiten, wenn er nicht Gefahr laufen will, von den Sbirren gefangen zu werden. Er lebt aber in diesem Bezirk ganz ruhig, und hat sich ein Weib genommen; die deutschen Mahler arbeiten auch daran, ihm die Freiheit wieder auszuwirken.

Das Modell der französischen Akademie hat auf eben die Weise schon seinen Muth gezeugt; er ist zugleich eine Art von Töpfer, und versteht einen Ofen zu setzen, welches hier eine seltene Geschicklichkeit ist.

Als er mir im vorigen Winter einen Ofen sezte, erzählte er mir dabei, wie es mit dreien Mordthaten, die er begangen habe, eigentlich zugegangen wäre, und wie er ganz unverschuldeter Weise dazu gekommen sey.

Einer von den Ermordeten hinterließ einen Sohn, den er jezt erzieht. Ich weiß, sagte er, daß der Bube mich einmal wieder ums Leben bringen wird, aber nichtsdestoweniger werde ich als ein Vater für ihn sorgen! —

Rom, den 28. Sept.

Mit Wehmuth schreibe ich Ihnen heute zum leztenmale aus Rom. — Vor ein paar Abenden stand ich mit Herdern auf dem Thurm des Kapitoliums — Die Sonne sank unter — die Berge schimmerten in ihrem Wiederschein — ihre lezten Strahlen beleuchteten die Spitze von dem Grabmal des Cestius, und das alte Dach des grauen Pantheons. Unter uns rollte im dunklen Thale zwischen den Hügeln Roms der gelbe Tiberstrom.

Begierig sog mein Auge die Strahlen der untersinkenden Sonne; und ich that mir selbst ein heiliges Gelübde: mich jeder schönen Scene des Lebens bis auf ihren lezten Moment, ohne Klagen und Murren über ihr Auslaufen, zu erfreuen!

Mag denn der Vorhang fallen, wenn das Schauspiel vollendet ist — tief in die Seele senkt sich das entschwundne Bild, und die erhabene Musik beginnt, worin des Abschieds Kummer und jeder Schmerz sich auflößt. — —

Venedig, den 20. Oktober.

Einige Bemerkungen auf meiner Rückreise aus Italien.

Bei Isola blickte ich in das Thal Cremera hinab, wo die dreihundert tapfern Fabier ihren Tod fanden. — Zur Rechten dämmerten noch die Berge von Tivoli, von denen ich Abschied nahm.

Es war ein heiterer Abend, ich führte unter dem hellgestirnten Himmel mit meinem Reisegefährten ein Gespräch, worin er für einen Unterthan des Kirchenstaats viele schöne Grundsätze äußerte: daß nehmlich bei allen menschlichen Einrichtungen, sowohl in geistlichen als in weltlichen Dingen, ein Punkt zu wenig in Betracht gezogen sey! Humanität (humanita). — Daß es dem Menschen frei stehen müsse, seiner bessern Ueberzeugung nach, zu denken und zu reden; daß doch das Denken das lezte sey, was dem Menschen übrig bliebe, wenn ihm auch alles übrige entrissen werde, u. dgl. m. — Am Abend spät langten wir in Monte Rosi an, wo wir die Nacht blieben.

Am folgenden Tage kamen wir vor dem Sorakte vorbei, den wir rechter Hand liegen ließen, nach dem Städtchen Ronciglione.

Der Sorakte, welcher ehemals dem Apollo geweiht war, ist jezt mit Eremitagen bebaut, die man von ferne darauf erblickt.

Einen sonderbaren Ursprung hat die Benennung dieses Berges S. Oreste, welche sich wahrscheinlich von Soracte herschreibt, indem man das S für St. nahm und aus Oracte Orest bildete, so daß dieser dem Apollo geweihte Berg nun ganz unschuldigerweise dem heiligen Orest gewidmet ist.

Ein tiefes von hohen Felsenwänden eingeschlossenes Thal bei Ronciglione ist das romantischte, was man sich denken kann. —

Die Wohnungen der Schmiede sind wie die Werkstätte der Cyklopen unten in den Felsen gehauen und oben sind Färbereien und Mühlen — Die Stadt selber ist in der Höhe gebaut, und hat eine hübsche breite Straße — Wir fanden hier noch Leute aus Rom, die an diesem Orte, wegen der reizenden Gegend, die Villegiatura genossen.

Ich machte Vormittags noch einen kleinen Spaziergang auf die Anhöhen der Weinberge bei Ronciglione, wo ich den Sorakte mit seinen Eremitagen, Erhöhungen und Vertiefungen, fast ganz übersehen konnte. —

Wir setzten den Nachmittag unsere Reise über den waldigten Cyminus nach Viterbo fort, wo wir erst den Abend spät anlangten. —

Der Cymius hat viele Aehnlichkeit mit unserm Harze, und ist dichter, als sonst die italiänischen Berge, mit Waldung bewachsen. Mein Gefährte und mein Vetturin erzählten sich viel von der Unsicherheit dieser Gegend, und den Räubereien und Mordthaten, die hier vorgefallen waren.

Viterbo lag am Fuße des Berges; mein Reisegefährte war hier zu Hause, und führte mich am Abend ins Theater, wo Don Juan gespielt würde, und wo ich einige der bekannten Akteurs von dem römischen Theater della Valle wieder fand. — Das Haus war vollgepfropft von Zuschauern, und weil Viterbo zum Kirchenstaate gehört, so werden auch hier die weiblichen Rollen von Kastraten gespielt.

Vor Tagesanbruch fuhren wir noch von Vikterbo wieder ab, über die Anhöhe von Montetaskone, wovon ein geschätzter Wein seinen Nahmen führt. — An dem großen See Bolsena, der rund umher mit Bergen umgeben ist, und eine sehr mannichfaltig abwechselnde Aussicht gewährt, gingen

wir eine Strecke zu Fuße — die alte Stadt Volsinium lag am Ende des Sees.

Gegen Mittag fuhren wir eine steile Anhöhe hinauf, nach dem kleinen schöngebauten Orte St. Lorenzo, von wo wir eine der schönsten Aussichten genossen. Um Mittag langten wir in Aquapendente an, einem öden und traurigen Orte, der nicht mehr als eine einzige schmale Gasse enthält. —

Diesen Nachmittag erreichten wir noch das toskanische Gebiet, wo an einem kleinem Flusse auf der Grenze unsre Sachen visitirt wurden, oder vielmehr visitirt werden sollten; denn als wir dem Accisebedienten, so wie es im Kirchenstaate gebräuchlich ist, ein Stück Geld in die Hand drücken wollten, damit er uns nicht zu lange aufhielte, so verbat er sich das Geld, und hielt uns demohngeachtet nicht auf, sondern ließ uns, auf unsre Versicherung, daß wir nichts Verbotenes bei uns führten, mit vieler Höflichkeit weiter fahren; selbst durch dies Betragen wurde uns die Grenze zwischen dem Kirchenstaate und dem toskanischen Gebiete sehr auffallend bezeichnet. — Die Gegend ist hier sehr unfruchtbar und öde, und die nackten Berge, in welche von herabströmenden Regengüssen Ka-

näle gegraben sind, machen einen traurigen Anblick. —

In dieser Gegend kehrten wir am Abend in einem einzelnen Gasthofe ein, dessen Bewohner durch die Todtenblässe ihres Gesichts von der verpesteten Luft in dieser Gegend ein trauriges Zeugniß gaben; die Armuth hatte sie hierher getrieben, um ihr Leben zu fristen. Allein sie hatten noch kein halbes Jahr in diesem gefährlichen Wohnplatze zugebracht, und schon war ihre älteste Tochter ein Opfer geworden; die ganze Familie war krank; ein schleichendes Fieber untergrub ihre Lebenskräfte, und sie sahen keine Erlösung aus ihrem Kerker als den Tod.

Die Gesellschaft von Fremden, welche sich hier zusammen trafen, und den Abend an einem Tische speißten, war froh und heiter. Ich hörte hier zum erstenmal den toskanischen Dialekt, wo das c wie h ausgesprochen wird, und die Herren Florentiner, welche von Radicofani kamen, von ihrem Abendessen und Nachtlager in Radihofani erzählten.

Auf dem Wege von Siena nach Florenz erhielt ich in der Nacht einen Reisegefährten, der

mir, seinem Aeußern nach, wie ein sehr gemeiner Mensch vorkam. —

Als der Tag anbrach, erwachten wir beide aus unserm Schlafe und boten uns einen guten Morgen. Wir lernten uns nun bald kennen, und unterhielten uns auf die angenehmste Weise.

Mein Reisegefährte war ein Mathematiker und Naturkundiger, aus Turin gebürtig, und jezt in Diensten des Großherzogs von Toskana, der ihn nach der Maremma, oder dem sumpfigten und ungesunden Strich Landes am Ufer des Meeres geschickt hatte, um Beobachtungen anzustellen, wie dieser Distrikt zu verbessern und zu benutzen sey.

Er erzählte mir mit vielem Unwillen, welche Macht und Einfluß, aller vortreflichen Staatseinrichtungen ohngeachtet, dennoch die Geistlichkeit hier noch habe, wovon er ein sehr auffallendes Beispiel anführte.

Daß nehmlich in der Maremma, wo die Landleute oder Taglöhner von fremden Orten herkamen, um das Feld zu bauen, und, weil sie hier keine Häuser fanden, die Nacht in Strohhütten schlafen musten, auf die Vorstellung des dortigen Bischoffs, jezt eine Kirche gebaut werde, damit

es den Leuten, die kein Obdach haben, doch nicht an einer Kirche fehlen möge.

Daß also, wie es sonst wohl Dörfer ohne Kirche gäbe, hier nun künftig eine Kirche ohne Dorf stehen werde; da doch für die Kosten, welche dieser Kirchenbau erfordert, allein schon eine Anzahl Häuser errichtet werden könnte, worin die Arbeiter mit ihren Familien einen bleibenden und ruhigen Wohnsitz hätten.

Florenz.

Die zuvorkommende Höflichkeit, mit welcher hier die Fremden sowohl als Einheimischen in den Pallästen des Großherzogs empfangen werden, um die Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen, ist eben so nachahmungswerth als lobenswürdig.

Auch nicht das mindeste Trinkgeld wird von den Aufsehern und Aufwärtern angenommen, denn, laut der Inschriften beim Eingange, sind sie angewiesen, selbst wenn ihnen etwas angeboten wird, nichts anzunehmen, und demohngeachtet dem Geringsten so wie dem Vornehmsten über alles, wornach er frägt, die gehörige Auskunft zu geben.

Es ist ein angenehmer Anblick, wenn man hier die gemischtesten Gesellschaften von vornehmen adelichen

Personen, Geistlichen, und geringen Landleuten, zusammen in die Säle treten sieht, um die darinnen aufgestellten Werke der alten und neuern Kunst zu bewundern.

Täglich zwei bis dreimal kann man hier seine Blicke an der vollen Betrachtung des Schönen sättigen, indem man mit einer der folgenden Gesellschaften gleich wieder den Eintritt nimmt, und zugleich, durch das Anhören der mannichfaltigen abwechselnden Urtheile über die Gegenstände, eine angenehme Unterhaltung findet.

Die höfliche Geduld und die freundlichen Blicke der Aufseher sind gleichsam ein getreuer Abdruck von den Sitten des Hofes, der liebevoll und herablassend jedem Bürger zu dem innersten Heiligthume seines Wohnplatzes gerne den Zutritt läßt.

Besonders höflich und zuvorkommend war ein junger Mann im Pallast Pitti, der uns herumführte und die Gemählde zeigte. Jede Frage, die man an ihn that, beantwortete er mit der größten Bereitwilligkeit und Freundlichkeit dem Geringsten, so wie dem Vornehmsten.

Er machte uns aufmerksam auf die Tapeten in einem Zimmer, welche die Großherzoginn mit eigner Hand gestickt hat; wobei die Aeußerungen

von Unterthanenliebe in Blick und Miene der Anwesenden das angenehmste Schauspiel gewährten.

Von den Kunstsachen im Pallast Pitti und in der herzoglichen Gallerie behalte ich mir meine Bemerkungen zu einem besondern Briefe, oder vielmehr zu einem Aufsatze vor, den ich Ihnen selbst nach Deutschland mitbringen werde.

Ein Trauerspiel vom Kreissteuereinnehmer Weiße, in Florenz aufgeführt.

Denken Sie sich meine Verwunderung, als ich auf dem Komödienzettel, der in der Luft an einem quer über die Straße gezogenen Seile hing, las:

„Romeo und Julie, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, vom Herrn Weiße, aus dem Deutschen ins Italiänische übersezt."

Ich eilte ins Schauspielhaus, und kam noch zur rechten Zeit — der Vorhang ward eben aufgezogen, und alles war voller Erwartung. —

Diese Art des Trauerspiels schien hier neu und ungewohnt — die Schauspielerinn, welche die Julie machte, griff sich in ihren langen Monologen so sehr an, daß sie zulezt ganz heiser wurde.

Bei der Scene im Sarge war die Erwartung und das Erstaunen wirklich auf das höchste gespannt; man getraute sich kaum zu athmen. —

Und so fand dies Stück hier einen ganz ausserordentlichen Beifall; die Aufführung ward am andern und folgenden Tage wiederholt.

Die Ufer des Arno.

Der Arno ist fast ausgetrocknet, aber seine Ufer sind das Reizendste, was man sich denken kann — schattigte Gebüsche, grüne Rasenplätze, und sich schlängelnde Spaziergänge zwischen Bäumen, wechseln in der angenehmsten Mischung mit einander ab.

Das blühende Florenz hat seine Einwohner aus den Thoren entlassen, um dort der schönen Herbsttage zu genießen. — Im Schatten auf den grünen Rasen sind die einzelnen Familien mit ihren Kleinen hingelagert, und geben ein Bild von Ruhe und zufriedenem Genuß des Lebens, das sich die Einbildungskraft nicht schöner mahlen kann.

Kein Wunder, daß an diesen Ufern in Dichtern und Künstlern der Sinn für das Schöne reifte.

Nie werde ich dieses Spazierganges und des ruhigen Genusses dieses frohen Tages, unter dem sanftesten Himmelsstrich, vergessen!

Die Kathedralkirche.

St. Maria del Fiore, von außen mit schwarzem und weißem Marmor ganz überzogen, macht einen sonderbaren Anblick, Ihre ungeheure Größe sezt in Erstaunen, und die Wirkung davon ist viel auffallender, als von der Peterskirche in Rom. — Auch wurde die Kuppel auf dieser Kirche von Michel Angelo selbst für das größte Meisterstück der Baukunst gehalten. Die Vorderseite der Kirche ist abgetragen und noch nicht wieder hergestellt.

Zur linken, beim Eingang in die Kirche erblickt man das Bildniß des Dante, wie er mit einem Buche in der Hand auf einer Wiese spazieren geht, gleichsam im Begriff, den reizenden Visionen seiner Einbildungskraft nachzuhängen.

An beiden Seiten der Kirche sieht man, so wie in der Westminsterabtei in London, die Bildnisse und Denkmäler berühmter Florentiner.

Zur Seite des Doms steht ein hoher viereckiger Thurm, welcher mit schwarzen, rothen und weis-

sem Marmor überzogen, und mit einer Menge von Bildsäulen verziert ist, worunter besonders eine von Donatello, mit kahlem Kopfe, als ein vorzügliches Werk der neuern Bildhauerkunst, sich auszeichnet. Man steigt auf vierhundert und sechs Stufen zu der Spitze des Thurmes hinauf, und hat von diesem eine der schönsten Aussichten über die ganze Stadt, und die umliegenden reizenden Gegenden mit ihren Gärten und Landschaften.

Nicht weit von dieser Kirche ist die achteckigte Taufkapelle, mit Marmor überzogen, und hat drei Thüren von Bronze, auf welchen biblische Geschichten dargestellt und von solcher Schönheit sind, daß Michel Angelo von ihnen zu sagen pflegte: sie verdienten die Thore des Paradieses zu seyn. Die Kirche ist inwendig mit sechszehn großen Säulen von Granit geziert. Alle in Florenz gebohrne Kinder werden hier getauft.

Der Spanier.

Von Bologna bis Venedig hatte ich einen Spanier zum Gefährten, der während der kurzen Zeit den ganzen gemeinen Karakter seiner Nation entfaltete, so wie er in Romanen und Reisebeschreibungen geschildert wird.

Er nannte sich den Grafen Almaviva — erzählte, daß er von dem berühmten General Tilly in gerader Linie abstamme — und daß er sich, als ein Abkömmling dieses großen Helden, jezt bei dem Kaiser Joseph melden wolle, um unter ihm gegen die Türken zu fechten.

Ein Paar braune grobe wollene Strümpfe, die in Rom ohngefähr sechs Groschen kosten, und die er zu ledernen Hosen angezogen hatte, waren roba bona di Inghilterra (kostbare englische Waare).

Ein Brief, den er von seiner Wirthin aus Rom, einer Victualienhändlerinn, bei seiner Ankunft in Venedig nachgeschickt bekommen sollte, hieß bei ihm eine Estafette, die er dort erwartete.

Mit dem jezigen Minister der spanischen Monarchie war er, wie er sagte, sehr entzweit. —

Als wir durch Ferrara kamen, nannte er sich den Grafen von Almaviva, und sezte, ohne daß ich ihn darum gebeten hatte, unmittelbar darauf hinzu, daß ich einer von seinem Gefolge sey.

Da ich dies nun für die Zukunft verbat, meinte er, es müsse mir ja angenehm seyn, daß ich wie sein Gesellschafter oder wie einer aus seinem Gefolge betrachtet würde, und er wolle mir gerne im-

mer diesen Dienst erweisen, daß er mich unter seinen Schutz nehme, und ich niemals meinen Nahmen zu sagen genöthigt würde; wofür ich ihm denn sehr dankte, und mir ausbat, künftig meinen eignen Nahmen, so wie er den seinigen, nennen zu dürfen.

In Rovigo nahm unser Vetturin ein paar Theaterprinzessinnen mit in seinen viersitzigen Wagen auf — Diese legten es darauf an, meinen Spanier in ihr Garn zu locken, indem sie ihm die größte Ehrfurcht bezeigten. Er entging auch dieser Falle nicht, und klagte mir am andern Morgen in Padua sein Leid, wie sehr seine Börse gelitten habe. —

St. Marko in Venedig.

Die Vorderseite ist gothisch — aber mit dem bewundernswürdigsten Fleiß ausgearbeitet —

Fünf große Bogen in einem halben Cirkel ruhen auf zweihundert und zwei und zwanzig Säulen, worunter acht von Porphir und die übrigen von Marmor sind.

Ueber den Säulen läuft, an drei Seiten der Kirche, eine Gallerie. Ueber dieser Gallerie

erheben sich wiederum fünf Bogen, die auf porphyrnen Säulen ruhen, und mit Bildhauerarbeit und Mosaik verziert sind.

Auf jedem dieser Bogen steht eine große marmorne Bildsäule, und auf der mittelsten der heilige Markus, mit einem Löwen von Bronze zu seinen Füßen.

Ueber dem Haupteingange sieht man vier antike Pferde von Kupfer, welche man für die schönsten aus dem Alterthum und für ein Werk des Lysippus hält.

Sie zierten zuerst den Triumphbogen des August. Von diesem fingen sie an zu wandern, und wurden nach und nach auf die Triumphbögen des Domitian, Trajan und Konstantin gesezt, wie man denn bei dem Verfall der Kunst zum öftern die ältern Kunstwerke beraubte, um die neuern auszuschmücken.

Konstantinus, welcher Rom mit seiner Pracht in seinen neuen Kaisersitz versezte, ließ die vier Pferde mit dem Sonnenwagen nach Konstantinopel führen, und sie dort im Cirkus aufstellen.

Als aber die Venetianer im dreizehnten Jahrhundert Konstantinopel eroberten, führten sie auch die vier Sonnenpferde wieder nach Italien

zurück, und stellten sie nun, nicht mehr der Sonne, sondern dem heiligen Markus zu Ehren, auf ihren vornehmsten Tempel.

Das Dach der Kirche mit den Verzierungen und den vielen Kuppeln, macht einen eben so sonderbaren als prachtvollen Anblick.

Und wenn man hineintritt, wird man ebenfalls durch ihre ganz ungewöhnliche innere Bauart überrascht — .

Durch eine zweihundert Fuß lange von der Kirche abgesonderte Halle geht man hinein. Der Platz für die Frauen in der Kirche ist erhöht, und man steigt durch zwei kleine Thüren hinauf.

Der mittelste Platz in der Kirche ist ebenfalls um einige Stufen erhoben, und hat auf jeder Seite eine Kanzel.

Die eine ruht auf funfzehn Säulen, und ist in achteckigter Form, und von zwei Stockwerken, wo auf dem untersten gepredigt, und auf dem obersten das Evangelium abgelesen wird.

Die andere Kanzel ruht auf neun Marmorsäulen, und auf ihr zeigt sich der neuerwählte Doge dem Volke.

In dem Mittelpunkte der Kirche steht der Altar mit einem Baldachin von grünem Marmor,

welcher auf vier weißen Marmorsäulen ruht. Hinter dem Hauptaltare steht noch ein anderer, der mit Säulen verziert ist, von welchen viere von durchsichtigem orientalischem Alabaster sind, und deren Fußtritt von Porphyr ist.

Hier hängt auch über einem Altar des linken Kreuzganges ein, wie die Legende sagt, von dem Evangelisten Lukas gemahltes Marienbild, welches die orientalischen Kaiser auf allen ihren Feldzügen bei sich führten, und das von den Venetianern bei der Eroberung von Konstantinopel mit erbeutet wurde, und nun als eins der kostbarsten Heiligthümer in diesem Tempel aufbewahrt wird.

Gewölbe, Nischen und Hallen in diesem Tempel sind mit Mosaiken und Inschriften, auf vergoldetem Grunde, angefüllt, welches bei der dunklen Beleuchtung der Kirche wirklich einen sonderbaren prachtvollen Anblick macht.

Auch der Fußboden ist eingelegt, und stellt Hieroglyphen, Figuren und Thiere von verschiedenen Steinen vor.

In dem Schatz der Kirche werden noch die Kronen von Cypern und Kandia, die herzogliche Mütze, welche der Doge am Krönungstage trägt, und die mit Perlen und Diamanten einge-

faßt und auf der Stirne mit einem großen Rubin und Diamanten verziert ist, und — was für das Kostbarste geachtet wird, — ein Manuskript vom Evangelium des heiligen Markus, aufbewahrt.

Freilich kann man von der Schrift so wenig mehr lesen, daß man sich streitet, ob es lateinisch oder griechisch geschrieben sey. Auch über das Papier streiten die Gelehrten; einige behaupten nehmlich, daß es aus ägyptischer Baumrinde, andere, daß es aus Baumwolle verfertigt sey.

Ihren Namen führt diese Kirche von dem Evangelisten Markus, dessen Körper, der Sage nach, im neunten Jahrhundert von Alexandrien nach Venedig gebracht wurde, wo man ihm damals schon eine Kirche baute, und als diese baufällig wurde, zu Ende des zehnten Jahrhunderts diesen Tempel errichtete. —

Der Markusplatz.

Der Petersplatz in Rom und der Markusplatz in Venedig stechen gegeneinander ab, wie ein Heiligenfest gegen einen Karnevalstag —

Dort herrscht ernste Stille und einsame Pracht — Der Platz ist nicht mit Gebäuden, sondern mit majestätischen Säulengängen eingeschlossen; und tief

im Hintergrunde steht die Peterskirche allein. —
Auf dem Markusplatze drängt das ganze geräuschvolle Leben sich zusammen. — Unter den Häusern, die den Platz einschließen, gehen rings umher bedeckte Gänge mit Arkaden gegen den Platz. —

Unter diesen Arkaden liegt ein Kaffeehaus an dem andern. Am Abend strömt ganz Venedig auf den Markusplatz, und die Kaffeehäuser sind vollgepfropft von Menschen.

Der Adel versammelt sich auf diesem Platze, um unter sich von Geschäften des Staats zu reden. Der Theil des Platzes, wo dies gewöhnlich geschieht, führt den Namen Broglio, und man leitet das italiänische Wort im broglio, Verwirrung oder Verwickelung, von der Benennung des Platzes Broglio und von den Intrigen ab, welche auf diesem Platze vorgehen.

Am Ende des Platzes wendet sich auf einmal die Aussicht gegen das Meer zu, welches ein Wald von Masten bedeckt. — Hier stehen zwei Säulen von Granit; auf der einen steht ein Löwe, und auf der andern die Bildsäule des heiligen Theodor, welcher, als der Schutzheilige der Republik, der Vorgänger des heiligen Markus war.

Auf dem Markte steht ganz für sich allein, wie eine ungeheure Schlaguhr, ein Glockenthurm, welcher dreihundert und achtzehn Fuß hoch ist, und in seiner gothischen Riesengestalt einen sonderbaren Anblick macht.

Vor den drei großen Bogen der Markuskirche stehen drei Postemente von Bronze, in welchen hohe Stangen oder Mastbäume befestigt sind, worauf an Festtagen die mit Gold gestickten Fahnen der drei verlohrnen Königreiche, Cypern, Kandia und Negropont prangen.

Mantua, den 20. Oktober 1788.

Hier bin ich wieder, mit meinem Virgil am Ufer des Mincius hingelagert. — Der schöne Kreislauf ist vollendet, und ich finde mich wieder auf demselben Flecke, von dem ich ausging.

Von den Gegenständen aber, welche damals noch in dunklen Träumen vor mir schwebten, trage ich nun ein getreues Bild in meiner Seele. —

Oft soll mein Geist in trüben Stunden aus diesem Quelle süßer Erinnerungen schöpfen; und manche der entschwundenen Scenen soll mit neuem Feuer unser freundschaftliches Gespräch beseelen!

Zu diesem spare ich auf, was meine Feder in einer Reihe von Briefen zu schildern vergessen oder versäumt hat. —

Ich lasse in diesen stillen Gründen die reizendsten Bilder von zwei verflossenen Jahren noch einmal vor meiner Seele vorübergehn; und hier am schilfbekränzten Ufer des Mincius winke ich Ihnen den lezten Gruß aus diesem schönen Lande zu!

Die Kupfertafeln zu diesen Reisen.

I. Zum ersten Theile.

Ruinen vom Tempel der Konkordia auf dem alten römischen Forum; beim Aufgange auf dem Kapitolinischen Berg. — Hinter den Bäumen ragt die Rückseite von der Wohnung des Senators und das Thürmchen von dem jetzigen Kapitolium hervor.

Der Tempel der Vesta in Tivoli, (S. Th. II. S. 124.) in dem Hofe des Gastwirths Francesco, dicht neben dem Wasserfall des alten Anio, am Abhange eines steilen Felsen. Hinter dem Tempel zeigt sich der alte Mons Katilus, oder Monte Croce.

II. Zum zweiten Theile.

Die Ruinen von dem Tempel des Jupiter Serapis in Puzzuolo bei Neapel. Drei Säulen stehen noch aufgerichtet — die übrigen Schäfte und Kapitäle sind umher verstreut — und der Platz zum Theil überschwemmt; einige Stufen führen zu dem erhöhten Platze, wo der Altar stand, und

wo noch auf dem Boden die eisernen Ringe befestigt sind, an welche die Opferthiere gebunden wurden.

Die Ruinen von dem Tempel des Merkurs bei Baja.

III. Zum zweiten Theile.

Ruinen von einem kleinen Tempel der Isis in der aufgegrabenen Stadt Pompeja, mit der Aussicht auf die mahlerische Gegend, die sich von hier aus dem Auge darstellt.

Der Molo oder Hafendamm von Neapel mit dem Leuchtthurm, und der Aussicht auf das Meer und den rauchenden Vesuv.

IV. Zum dritten Theile.

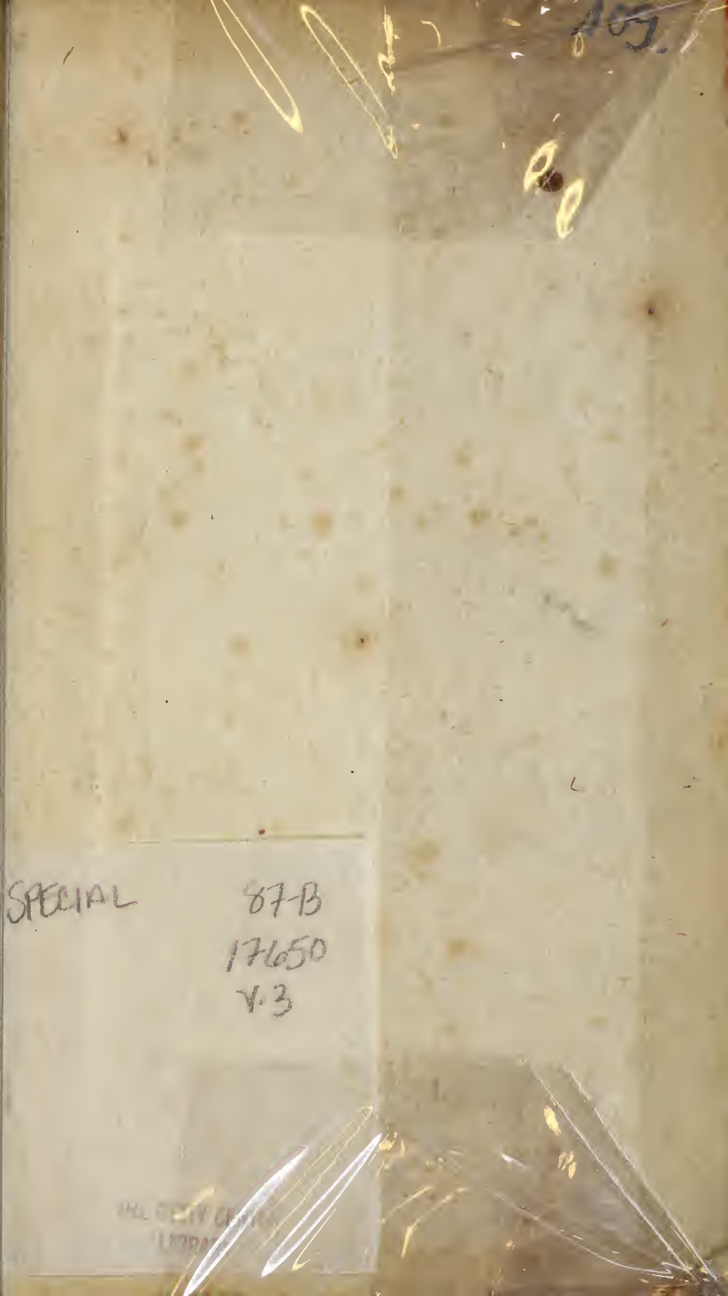
Der Quell der Egeria, in einer einsamen Gegend, am Fuße eines Hügels, vor der Porta St. Sebastiano in Rom.

Die Ruinen von dem Grabmal der Cecilia Metella, welches jetzt Kapo di Bove heißt; ebenfalls vor der Porta St. Sebastiano in Rom.

Alphabetische Uebersicht der merkwürdigsten durch alle drey Theile zerstreueten Gegenstände.

Verbesserung.

Theil III. Seite 189. In der Ueberschrift, lies: Logen des Raphael, statt: Copien des Raphael.


SPECIAL
87-B
17650
V.3

